Der

Ball der Schlachtopfer.

Roman

von

Ponson du Terrail.

Aus dem Französischen

übersetzt von

L. Ritter.

V.

Leipzig,

Wolfgang Gerhard.

1865.

Erster Theil.

Die Brandstifter.

LII.

„Nein," sagte er endlich, „warten wir ab. Entweder hat Solerol noch vor Curtius' Rückkehr Saulayes verlassen, und dann wäre es unnütz, dorthin zu gehen — oder er wurde noch rechtzeitig gewarnt, und dann hat er sich für die Nacht sicherlich verbarricadirt."

„Ich weiß aber," entgegnete Bouquin, „wie man in's Schloß gelangt. . . Und dann würde uns ja Papa Brulé die Thore öffnen."

„Wenn Curtius wirklich schon auf Saulayes ist, wird man Deinem Vater übel mitgespielt haben."

„Bah!" machte Bouquin, „das sollte mich sehr wundern. — Man wird mit Papa Brulé nicht so leicht fertig."

„Dem sei wie ihm wolle," erwiderte Machefer, „bis wir Nachricht von ihm haben, bleiben wir hier."

Und er ließ die kleine Schaar wieder in die Mühle eintreten.

Man löschte das Feuer aus, zündete aber kein Licht an, und es wurde die strengste Ruhe und Stille anbefohlen.

Von Zeit zu Zeit ging der Müller hinaus, um zu horchen.

Plötzlich hörte Machefer, wie er mit Jemandem sprach. Er ging ebenfalls hinaus.

Eine Art Riese stand bei Jacques le Borgne.

Machefer ging näher und erkannte Nicou, den Mann mit den röthlichen Haaren.

LIII.

Seitdem die royalistische Partei sich zu rühren begann — also ungefähr seit einem Monat — war Nicou — wie man zu sagen pflegt — eine Persönlichkeit geworden.

Der unermüdlichste Fußgänger im ganzen Departement, durchzog er in zwei Tagen ganz Nivernais. Er war der Commissionär der Royalisten geworden.

Niemals trug er schriftliche Aufträge bei sich. Er hatte ein unvergleichliches Gedächtniß und entledigte sich aller seiner Aufträge mit wortgetreuer Pünktlichkeit.

„Woher kommst Du?“ fragte ihn Machefer.

„Von Chastel=Censoir.“

„Wer schickt Dich?“

„Jean Bernin.“

„Ah!“

„Um Ihnen zu sagen, daß der außerordentliche Commissär der Republik in Chastel=Censoir ist.“

„Weißt Du seinen Namen?“

„Er heißt Curtius.“

Machefer athmete wieder auf.

„Also ist er nicht in Saulayes?“ sagte er.

„Er ist nach Chastel=Censoir gekommen, um Succurs zu holen.“

„Wozu?“

„Er will Sie Alle ausrotten und dann dem General Solerol zu Hilfe eilen.“

„Ei, ei!“

„Aber,“ fuhr Nicou mit verschmitzter Miene fort, „die Nacht ist noch lang.“

„Nun?“

„Und der Citoyen Maire an der Spitze der Bürgergarde wird Chastel=enCsoir nicht vor Tages=anbruch verlassen.“

„Ist das Alles, was Du uns zu sagen hast?“

„Ja, Alles,“ versetzte der Mann mit den röth=lichen Haaren.

„Hat Dir Jean Bernin aufgetragen, gleich wie=der zurückzukehren?“

„O nein.“

„Wenn Du also in der Mühle zurückbleiben

willst, so kannst Du ihm morgen über uns berichten."

„Ich bleibe," erwiderte Nicou lächelnd.

Machefer ging zurück in die Mühle.

„Nun, Kinder," rief er seinen Gefährten zu, „brechen wir auf."

„Wohin gehen wir?" fragte Einer.

„Nach dem Platze, wohin uns Brulé das Rendezvous gegeben hat."

Nicou fuhr sich mit der Hand in die Haare und nahm eine nachdenkliche Miene an.

„Worüber sinnst Du nach?" fragte ihn Machefer.

„Ich denke, daß ich gute Beine habe."

„O, das weiß ich."

„Und daß ich wohl auch mitgehen könnte. Dann habe ich auch eine derbe Faust, die gelegentlich das Ihrige leisten kann."

„So komm also mit," sagte Machefer.

Man setzte sich in aller Stille in Bewegung und erreichte den Wald.

Bouquin ging voran.

Er allein kannte den Weg und den Ort, wo Curtius in die Falle gegangen war.

Es war dieselbe Stelle, welche Brulé auserſehen hatte, um den General Solerol an Machefer auszuliefern.

Eine Stunde lang ging es durch den Wald. Der Fußsteig war so schmal, daß Einer hinter dem Andern gehen mußte.

Bouquin blieb nun stehen und sagte:

„Da sind wir.“

„Ich sehe Niemanden,“ versetzte Machefer.

„Ich bilde mir ein,“ entgegnete Jacques le Borgne, „daß der Streich mißglückt ist.“

„Ah, bah! wer weiß!“ sagte Bouquin.

Er legte sich platt auf den Boden und horchte.

„Ich höre gehen,“ sagte er.

„Weit?“

„In der Richtung gegen Saulayes.“

„Mehrere Personen?“

„Nein, nur eine.“

Nun steckte er zwei Finger in den Mund und ließ den bekannten Ruf ertönen.

Einen Augenblick später kam derselbe Ruf zurück.

„Das ist mein Vater oder Michelin,“ sagte Bouquin.

„Und er ist allein?“

„Ja, allein.“

Machefer und seine Gefährten harrten in ängstlicher Erwartung.

Die Schritte, die man anfänglich nur gehört hatte, wenn man das Ohr an die Erde legte, kamen immer näher und endlich erschien ein Mann hinter einer Baumgruppe.

„Das ist Michelin,“ sagte Bouquin. „Was macht Papa Brulé?“

Michelin trat hervor.

„Monsieur,“ redete er Machefer an, „Sie müssen nach Saulayes kommen.“

„Erwartet man uns dort?“

„Ja.“

„Was hat sich denn dort zugetragen?“

„O, gar sehr viel! Dieser Brulé ist ein ganzer Kerl!“

„Was hat er denn gethan?“

„Und seine Tochter Lucrezia —“ fuhr Michelin fort.

„Nun, was hat diese denn gethan?“

„Vorerst haben sie Scävola erstochen.“

„Ah!“ rief Machefer aus.

„Dann hat Lucrezia den General Solerol in den Schenkel geschossen,“ fuhr Michelin fort.

„Was weiter?“ fragte Machefer.

„Weiter weiß ich nur . . .“

„So rede, schnell, schnell!“

„Daß Papa Brulé in Saulayes commandirt.“

„Und was ist aus Solerol geworden?“

„Er flucht und heult wie ein wildes Thier.“

„Was ist denn aber mit Publicola geschehen?“ fragte Bouquin.

„Den haben sie in einen Keller eingesperrt.“

„Nun,“ sagte Machefer, „so gehen wir nach Saulayes.“

Die kleine Schaar machte sich auf den Weg dahin.

— — — — — — — — — —

Was ging aber während dieser Nacht auf dem Schlosse von Saulayes vor?

Davon später. Jetzt ist es Zeit, daß wir uns nach dem Citoyen Curtius umsehen, den wir in

Chastel-Censoir verlassen haben, wie er eben, geweckt durch den Trommelschlag, an's Fenster ging und zu seiner großen Freude sah, daß Jean Bernin die Bürgergarde und die Gensdarmerie unter die Waffen gerufen hatte.

Als Jean Bernin den außerordentlichen Commissär am Fenster sah, ließ er seine Truppen das Gewehr präsentiren. Auch die Gensdarmen salutirten mit dem Säbel.

„Danke, danke, meine Freunde!" rief Curtius, ganz gerührt über diese Aufmerksamkeit.

Jean Bernin gab ein Zeichen und der Tambour schlug den Generalmarsch.

Curtius machte sich möglichst schnell bereit.

Jean Bernin kam ihn abzuholen.

„Nun," sagte er, „rücken wir gleich aus?"

„Freilich wohl."

„Ah! aber vorher noch ein Gläschen Wein."

„Immerhin," entgegnete Curtius, „der Wein, besonders der weiße, ist des Mannes Freund."

„Mittlerweile wird man Ihr Pferd satteln."

„Ah, Teufel!" rief Curtius aus, den das Wort „Pferd" etwas stutzig machte.

„Es ist sehr weit von hier nach Saulayes," bemerkte Jean Bernin.

„Ah, bah! ich werde doch zu Fuß gehen," versetzte Curtius.

„Das geht nicht an," sagte der Maire, „das würde sich auch gar nicht schicken."

„Wie so?"

„Ein Mann wie Sie, unser Commandant, sollte nicht zu Pferd sein — das ginge ja gar nicht an."

„Ihr habt Recht," meinte Curtius.

„Ich habe Ihnen Caracasse satteln lassen, ein gutes, frommes Thier."

„Desto besser!"

„Scheuen Sie sich denn vor frischen Pferden?"

„Das gerade nicht, aber . . ."

„Aber Sie ziehen die frommen vor, nicht wahr? — Nun Citoyen! jetzt noch ein Glas Wein und dann auf's Pferd!"

In der Bürgergarde von Chastel=Censoir hatte die Disciplin die Kameradschaft nicht beeinträchtigt. Der Capitän und der Tambour duzten sich; der Lieutenant und der Pompier — denn es war nur ein Pompier im Orte — waren Schwäger.

Das Haus des Maire war buchstäblich von Soldaten umlagert.

Jean Bernin ließ ein Fäßchen weißen Wein aus dem Keller bringen.

Jeder füllte sein Glas.

Bei diesem Abschiedstrunk ging wieder eine halbe Stunde verloren, aber seitdem Curtius die unangenehme Perspective hatte, ein Pferd besteigen zu müssen, hatte er keine Eile mehr.

Nun wurde Caracasse vorgeführt.

Sie war gesattelt und gezäumt wie ein Jagdpferd.

Es war eine graue Stute, deren friedliches

Aussehen den Citoyen Curtius wieder in etwas beruhigte.

Jean Bernin biß sich in die Lippen, als er das Gesicht sah, welches Curtius schnitt, indem er zu Pferde steigen sollte.

Endlich aber saß der wohlbeleibte außerordentliche Commissär doch auf der nicht weniger wohlbeleibten Stute.

„Soll die Infanterie im Sturmschritt und die Gensdarmerie im Trab abmarschiren?" fragte Jean Bernin.

„O nein! o nein!" sagte Curtius, „wozu sollen wir die armen Leute so sehr abhetzen?"

Jean Bernin, der alle Wege und Stege genau kannte, schlug mit seiner Truppe unter dem Vorwande, man müsse den Waldweg verfolgen, um Zeit zu gewinnen, den längsten Weg ein.

Kaum war man aber im dichten Walde, als der Mann mit den röthlichen Haaren verschwand.

Bisher hatte er seine Schritte nach jenen der Truppe geregelt. Als er aber hinter dem Dickicht war, fing er an in der Richtung gegen Saulayes zu laufen.

Curtius und seine Schaar gingen majestätischen Schrittes weiter, wie es Helden geziemt, die ihres Sieges gewiß sind.

Es war schon Mittag vorüber, als man der Thürmchen des Schlosses von Saulayes ansichtig wurde.

Ein Mann aus dem Pachthofe kam vom Walde her und ging gegen die Allee.

Curtius erkannte ihn und rief ihn herbei.

„Jacques!“ sagte er, „was hat sich denn auf dem Schlosse zugetragen?“

„Nichts Besonderes,“ sagte dieser.

Als er an Curtius vorüber war, gab er Jeán Bernin ein Zeichen.

Dieses bestand darin, daß er sich den Zeigefinger an die Mitte der Stirn legte.

Jean Bernin machte dasselbe Zeichen und sah dabei den Brigadier der Gensdarmen an.

Ein wenig weiter fingen schon die Felder an, welche zum Schlosse gehörten.

Zwei Knechte arbeiteten ganz ruhig.

Curtius ritt auf sie zu und fragte sie aus.

„Wir wissen nur,“ antworteten sie, „daß der General in Auxerre ist.“

„Seit wann?“

„Seit gestern Morgen.“

„Sonderbar,“ murmelte Curtius und ritt wieder weiter. „Ich hätte darauf geschworen, daß die Royalisten das Schloß belagern würden.“

Als Curtius an den beiden Knechten vorüber war, sahen sie Jean Bernin und den Brigadier an, und machten dasselbe Zeichen, wie es Jacques zuerst gemacht.

Dieses Zeichen wollte sagen:

„Er ist wohl ein wenig verrückt.“

Endlich gelangte man in's Schloß.

Die größte Ruhe herrschte dort.

Ein Reitknecht putzte ein Pferd; Brulé saß auf einer Bank u d rauchte sein Pfeifchen.

„Ah! da bist Du ja!“ rief ihm Curtius zu, indem er von seinem Gaul abstieg, „da bist Du, mein Freund und Vertheidiger!“

Brulé zuckte die Achseln.

„Die Räuber haben Dich also nicht umgebracht?“

„Was für Räuber?“

„Die, welche mich fortgeschleppt haben.“

Der Brigadier war mittlerweile auch abgestiegen, und Jean Bernin und die Bürgergarde bildeten einen Kreis um Curtius.

„Das Schloß hatte ja angegriffen werden sollen,“ sagte Curtius zu Brulé.

„Wann?“

„In verflossener Nacht.“

„Ich habe doch einen leichten Schlaf,“ versetzte Brulé, „aber ich habe nichts gehört.“

Der Brigadier und Bernin sahen einander an.

Michelin zeigte sich an einem Fenster und wiederholte das bekannte Zeichen.

„Ich muß aber endlich doch die Wahrheit wissen,“ fuhr Curtius fort.

„Was für eine Wahrheit?“

„Wo ist der General?“

„Ihr wißt wohl, daß er in Auxerre ist.“

„Seit wann?“

„Seit gestern Morgen. Er hat das Commando wieder übernommen.“

„Er ist also nach mir abgereist?"

„Ei!" sagte Brulé in höchster Ungeduld, „was weiß ich? — Man hat gut Euch überwachen..."

„Mich überwachen!"

„Euch einsperren."

„Mich einsperren?"

„Ihr entkommt doch immer."

„Wer?"

Aber Brulé hielt es nicht der Mühe werth, Curtius zu antworten; er wendete sich an Bernin und sagte:

„Ihr Alle seid das Opfer einer Mystification."

„Wie so?" fragte der Brigadier.

„Ich wette, dieser Mensch hat Euch diese Nacht aus dem Schlaf geweckt."

„Ja wohl."

„Und sich für einen außerordentlichen Commissär der Republik ausgegeben."

„Der bin ich auch," sagte Curtius.

„Dann," fuhr Brulé fort, „wird er auch beigefügt haben, daß man den General Solerol ermordete."

„Ganz richtig."

„Nun, Ihr seid die Gefoppten eines Narren."

Curtius stieß einen Schrei aus.

„Dieser gute Mann," sagte Brulé, „ist ein ehemaliger Kammerdiener des Generals; er wurde verrückt und bildet sich in seiner Narrheit ein, außerordentlicher Commissär der Republik zu sein."

Niedergedonnert durch diese schreckliche Anschuldigung, warf Curtius scheue, wirre Blicke um sich her.

LIV.

Zum Verständnisse der Scene, welche folgen wird, müssen wir die Ereignisse des verflossenen Abends und der verflossenen Nacht nachholen.

Wir haben Solerol mit dem zerschossenen Beine verlassen, wie er sich auf dem Boden des Speisesaales umherwälzte.

Brulé hatte sich über ihn hergestürzt und wollte ihm den Todesstoß versetzen, da hielt Lucrezia seinen Arm auf; man solle — sagte sie — dem Schaffot nicht Abbruch thun.

In demselben Augenblick erschien auch auf der Schwelle ein Mann, man hätte beinahe sagen können, ein Gespenst.

Es war der Capitän Victor Bernier, der sich, als er den Lärm hörte, von seinem Zimmer bis in den Speisesaal geschleppt hatte.

Solerol schäumte vor Wuth.

Er erblickte den Capitän und schrie:

„Zu Hilfe, Bernier, zu Hilfe! Du bist nicht Royalist, nicht wahr, nein?“

„Ah, nun gebt Ihr das zu," entgegnete der Capitän mit ironischem Lächeln.

„Ja. Ich werde sagen, Du seiest ein eifriger Republikaner; ich befördere Dich zum Obersten, aber befreie mich nur aus den Händen dieser elenden Kerle."

Brulé lächelte mitleidig.

Bernier antwortete ganz ruhig:

„Alles, was ich thun kann, ist, diesen Menschen hindern, daß er Euch umbringe."

Bei diesen Worten zeigte er auf Brulé.

„Mischt Euch in das, was Euch angeht," sagte Brulé etwas aufgebracht.

„Ich bin zu schwach, um zu befehlen," versetzte Bernier in aller Ruhe, „ich bitte nur."

Nun nahm Lucrezia das Wort.

„Capitän," sagte sie, „dieser Mensch gehört von nun an uns."

„Das weiß ich," erwiderte Bernier.

„Wenn wir ihm heute das Leben schenken, können wir für die Anderen nicht einstehen."

„Welche Anderen?" fragte der Capitän.

„Die, welche kommen werden, ihn zu holen."

Bernier sah Brulé an, und sagte:

„Ihr habt also gemeinsame Sache gemacht mit den Leuten, die gegen Euer Land kämpfen?"

„Ich will, ich muß mich rächen," entgegnete Brulé.

„Gut! aber ich," fuhr der Capitän fort, „ich will nicht die Waffen ergreifen gegen die Republik."

„Und wenn die Royalisten hierher kommen," sagte Brulé, „was werdet Ihr thun?"

„Ich werde mich ihnen gefangen geben."

„Und Ihr werdet es nicht mit ihnen halten?"

„Nein."

Brulé zog einen Augenblick die Stirn in Falten, dann sagte er zum Capitän:

„Im Grunde habt Ihr Recht. . . . Jeder hat hierüber seine eigenen Ansichten . . . wenn Ihr nur meine Tochter heirathet, das ist Alles, was ich verlange."

Brulé hob dann den General auf und lehnte ihn gegen die Mauer.

Nachdem Solerol zur Genüge geschimpft und geflucht hatte, verfiel er in eine gänzliche Abspannung.

Publicola hatte sich von seinem ersten Schreck erholt, und verband auf Brulé's Befehl die zweite Wunde seines Herrn, aus welcher das Blut reichlich floß.

Nachdem der Verband angelegt war, ließ Brulé, dem alle Welt gehorchte — die Einen aus Furcht, die Anderen aus Haß gegen Solerol — den General nach seinem Zimmer bringen.

Er setzte sich dann zu Häupten des Bettes und sagte:

„Du hast mich also umbringen wollen, Jean Solerol?"

„Schuft! Verräther! Mörder!" schrie Solerol schäumend vor Wuth.

„Halt doch das Maul, Du Dummkopf, und anstatt mich zu beschimpfen, höre lieber auf das, was ich Dir sagen will.“

Brulé sprach ganz gelassen, Solerol sah ihn erstaunt und erschreckt an.

„Jean!“ redete Brulé den General an, „wir waren Beide einmal Bauern, und obgleich Du jetzt reich bist und einen hohen militärischen Rang bekleidest, so bist Du doch nicht minder meinesgleichen.“

Solerol nickte mit dem Kopfe.

„Du weißt recht wohl,“ fuhr Brulé fort, „daß ich niemals Royalist war.“

„Sie haben Dich erkauft, diese Schufte!“ brüllte der General.

„Ich war niemals Royalist und haßte von jeher die Aristokraten und die Pfaffen.“

Das Auge Solerol's strahlte vor Freude.

„Besonders Einen dieser Adeligen hasse ich so sehr wie Du.“

„Henri!“ rief Solerol aus.

Da Solerol sich in diesem Augenblick auf demselben Terrain befand wie Brulé, vergaß er ganz, daß dieser nun sein Feind war, und blickte ihn mit einer Art wilder Zärtlichkeit an.

„Aber sei nur ruhig,“ fuhr Brulé fort, „bevor ich mich an Henri räche, werde ich mich an Dir rächen.“

„Was hab' ich Dir gethan?“ fragte Solerol.

„Was Du mir gethan hast?“

„Ja; hab' ich Dir nicht so viel Geld gegeben, als Du nur gewollt hast?"

„Bah!"

„Hast Du nicht an meinem Tisch gesessen?"

„Was ist daran auch Besonderes!"

„Und sind wir nicht durch drei Jahre Hand in Hand gegangen?"

„Ah, ja!" sagte Brulé ganz spöttisch, „aber damals verfolgten wir ein und dasselbe Ziel: Brände anzulegen, um Henri zu verderben."

„Nun! willst Du ihn nicht mehr verderben?"

„Allerdings, aber vorher hab' ich es auf Dich abgesehen."

„Aber sag' doch, was habe ich Dir denn gethan?"

„Jean! fürwahr Du hast ein schlechtes Gedächtniß!"

Solerol schrak zusammen — eine alte Erinnerung tauchte in ihm auf.

„Erinnerst Du Dich noch jener Nacht — es war freilich schon vor mehr als zwanzig Jahren — als Du in mein Haus kamst?"

Solerol stieß einen Schrei aus.

„Nun denn! siehst Du, ich weiß das erst seit gestern . . ."

Mit Schreck stierte Solerol den Pächter an.

„Aber," fuhr Brulé fort, „Dein Urtheil ist gesprochen."

„Elender! bring' mich lieber gleich um," schrie Solerol.

„O! ich, ich werde nicht Hand an Dich legen.“

„Wer denn also?“

„Die Royalisten.“

Eine an Tollheit grenzende Wuth bemächtigte sich Solerol's.

„Ah,“ schrie er, „Dich begreife ich, ich habe Dich beschimpft . . . Du hast das Recht, mich zu tödten, aber sie . . . sie, diese Menschen, die ich hasse! . . .“

„Sie werden Dich mit gleicher Münze bezahlen,“ höhnte Brulé.

„Ich will nicht durch ihre Hände sterben . . . ich will es nicht!“

Als Solerol diese Worte aussprach, öffnete sich die Thür und Lucrezia trat ein.

Sie hielt zwei Pistolen in der Hand.

„Vater!“ sagte sie zu Brulé, „die Leiche da unten muß beerdigt, auch die Blutspuren müssen weggewaschen werden. Wenn Ihr Euch damit befassen wollt, so werde ich einstweilen diesen Menschen bewachen.“

„Kleine!“ sagte Brulé, „Du hast sehr wohl gethan, Dich mit diesen zwei Respecteinflößern zu versehen; so schwer auch seine Wunden sein mögen, man kann ihm doch nicht trauen.“

„Wenn er den leisesten Versuch machen sollte, das Bett zu verlassen, jage ich ihm eine Kugel durch den Kopf,“ sagte Lucrezia ganz gelassen.

Und sie nahm die Stelle ein, welche Brulé eben verließ.

„He, he!" sagte der Pächter mit spöttischem Lächeln, „Du hast eben erst eine Gelegenheit herbeigewünscht, um gleich sterben zu können! . . . nun da bietet sich Dir ja eine dar. Wenn Du Dich rührst, so jagt Dir meine Tochter eine Kugel zwischen die Augen . . . denn sie ist meine Tochter," fügte Brulé hinzu, „meine leibliche Tochter, die Du einstens zittern und beben machtest — die Du zu Deiner Maitresse haben wolltest . . ."

Lucrezia sah den General mit Verachtung an.

„Dieser Mensch ist ein elender Schuft," sagte sie.

Brulé ging zum Zimmer hinaus.

Lucrezia setzte sich zu dem Haupt des Bettes und legte die beiden Pistolen auf einen Tisch.

Nun fuhr eine sonderbare Idee durch Solerol's Kopf.

„Höre mich an, Lucrezia," sagte er, „ich bin nur — wie Du sagst — ein elender Schuft geworden, weil ich Dich liebte . . ."

„Du liebtest mich nicht, als Du Deine Tage am Fuße des Schaffots zubrachtest. Du konntest mich damals nicht lieben, weil Du mich noch niemals gesehen hattest."

„Aber . . . seitdem . . ."

„Hast Du die Köpfe der „Ritter vom Dolche" unter die Guillotine gebracht . . ."

„Das geschah, weil ich eifersüchtig auf den Marquis war."

„Und weil Du — elender Mörder — Mademoiselle de Vernières heirathen wolltest."

Solerol schwieg.

Lucrezia fuhr fort:

„Die Stunde der Vergeltung und der Züchtigung ist nun gekommen."

„Sie werden mich also umbringen?"

„Welche Art von Strafe sie über Dich ergehen lassen werden, das weiß ich nicht, aber fürchterlich wird sie sein, dessen bin ich gewiß."

„Ah!" stammelte Solerol, „wenn sie mir das Leben schenken wollten . . ."

„Nun, was dann?"

„Dann würde ich die Republik verrathen und mich ihnen zu Diensten stellen . . ."

„Schweig! Schurke!"

Und Lucrezia sah Solerol mit solcher Verachtung an, daß er es nicht mehr wagte, den Mund zu öffnen.

— — — — — — — — — —

Brulé hatte mittlerweile die Diener des Hauses um sich vereinigt und hielt eine kurze Anrede, in welcher er sie aufforderte, ihm zu gehorchen, da er die Interessen der Madame Solerol und ihrer Freunde vertrete.

Mit Ausnahme Publicola's haßten alle den General.

Es kostete daher Brulé nicht viel Mühe, sich des Beistandes der ganzen Dienerschaft zu versichern.

Und da ihm Publicola im Wege stand, ließ er ihn binden und in einen der Keller bringen.

Scävola's Leichnam wurde in ein Tuch gehüllt

und in eine Grube geworfen, die man in aller Eile im Garten gegraben hatte.

Während dieser mehr als bescheidenen Leichenfeierlichkeit langte Michelin an.

Wie man sich wohl noch erinnern wird, hatte er sich von Machefer und seinen Gefährten getrennt, um in Saulayes Erkundigungen einzuziehen.

Er erzählte nun, daß Curtius entsprungen sei.

„Das kümmert mich wenig," sagte Brulé, „geh' und sage ihnen, daß ich den General Solerol zur Verfügung stelle."

Michelin machte sich wieder auf nach dem Orte, wo er sich mit den Anderen ein Rendezvous gegeben hatte.

Bouquin führte noch immer die kleine Schaar, und es war kaum Mitternacht, als Brulé die Royalisten ankommen sah.

Der starke Blutverlust, den Solerol in Folge seiner Verwundung erlitten, hatte ihn so sehr geschwächt, daß ihn Machefer bleich, in heftigster Fieberhitze und in einer Art von Delirium fand.

„Dieser Mensch," sagte er, „ist durchaus nicht zurechnungsfähig — ich muß also für den Augenblick darauf verzichten, ihn etwas schreiben zu lassen."

Machefer hatte einige Kenntniß in der Chirurgie; er ließ sich Solerol's Wunde zeigen, untersuchte sie, und war der Meinung, daß sie nicht tödtlich sei.

„Er wird den Transport schon vertragen können," sagte er.

Diese Worte schienen Solerol aus seinem Stumpfsinne zu reißen.

„Ich will nicht fort von hier,“ schrie er, „ich will nicht! Bringt mich lieber gleich auf der Stelle um.“

„O! noch nicht,“ entgegnete Machefer, und lächelte dabei so unheimlich, daß es Solerol mit Todesschreck überlief.

Brulé, der wohl wußte, daß man Solerol fortführen würde, hatte indeß auf ein Mittel gedacht, ihn zu transportiren.

Es wurden ihm die Hände und Füße gebunden, und er dann in einen langen Flechtenkorb gelegt, wie man sich deren zur Zeit der Weinlese in jener Gegend bedient, und dieser Korb wurde quer über das Pferd gesetzt, welches die Royalisten mit sich gebracht hatten.

LV.

Es war ein Uhr nach Mitternacht.

Der Mond erglänzte noch immer am nächtlichen Himmel und beleuchtete die ganze Umgegend in solcher Helle, daß Machefer, ärgerlich darüber, sich nicht enthalten konnte auszurufen:

„So scheint denn der Mond das ganze Jahr hindurch in diesem verdammten Lande!“

„Glücklicherweise," versetzte Brulé, „ist der Weg von hier bis an die Yonne ganz bedeckt, und haben wir einmal den Fluß passirt, so sind wir geborgen."

„Ei!" bemerkte Bouquin, „jenseits der Yonne ist man schon in Nivernais, und da müßte bis nach Clamecy geschickt werden, wenn man Gensdarmen requiriren wollte."

Solerol warf sich in dem Korb umher und fluchte wie ein Schiffsknecht.

„Du entkommst uns doch nicht, lieber Freund," sagte Machefer. „Du magst fluchen und schimpfen, der Teufel selbst kann Dich nicht befreien."

Machefer hielt das Pferd, welches den Korb trug, am Zügel, und die drei Gefährten Machefer's, die Flinte umgehangen und die Pistole in der Hand, warteten auf das Zeichen zum Aufbruch.

Aber Machefer sagte zu ihnen:

„Ich muß doch nach dem Capitän sehen."

Und er ging auf Vernier's Zimmer.

Dieser hatte sich wieder niedergelegt. Während Machefer's kleine Schaar Besitz vom Schlosse nahm, verhielt er sich vollkommen ruhig — auch als man sich Solerol's bemächtigte, zeigte er sich nicht.

„Monsieur!" redete ihn Machefer an, „ich wünsche, daß Sie mir einen Augenblick Gehör schenken!"

Der Capitän nickte mit dem Kopf, und lud ihn durch eine Handbewegung ein, sich zu setzen.

„Mein Herr!" sagte Machefer, „ich achte alle Meinungen."

Bernier verneigte sich.

„Selbst die Ihrige," fügte Machefer mit etwas Ironie im Tone bei.

Der Capitän verzog nicht die Miene.

„Erlauben Sie mir, daß ich eine Bemerkung mache," fuhr Machefer fort.

„Bitte!" versetzte der Capitän.

„Ihre glühende Liebe zur Republik und die Ereignisse scheinen sich verbunden zu haben, um Ihre Lage zu einer höchst sonderbaren zu gestalten."

„Sie glauben, mein Herr?" fragte der Capitän ganz gleichgiltig.

„Sie haben hier im Lande viele ergebene Freunde."

„Das weiß ich."

„Sie hatten auch einen Todfeind! . ."

Bernier gab dies mit einer Kopfverneigung zu.

„Ihre Freunde heißen Henri und Diane de Vernières, Madame Solerol und Lucrezia."

„Ganz richtig."

„Ihr Feind war der General Solerol."

„Ich weiß ganz gut," erwiderte der Capitän, „daß er mich niemals geschont haben würde."

„Nun," fuhr Machefer fort, „sehen Sie doch die Tücke des Schicksals; Ihre Meinungen entfremden Sie Ihren Freunden."

„Ich gehorche meinem Gewissen."

„Ich bin auch nicht in der Absicht gekommen, Sie Ihren Grundsätzen untreu zu machen. Ich

möchte mir nur erlauben, Sie zu fragen, was Sie für die Zukunft zu thun gedenken?"

„Entschuldigen Sie mein Herr, das ist und bleibt eben mein Geheimniß."

„Brechen wir also diese Discussion ab und erlauben Sie mir, daß ich mich deutlicher erkläre."

„Ich höre."

„Sie wissen so gut wie ich, daß Solerol ein elender Mensch ist."

„O!"

„Und daß weder Henri noch wir Anderen Mordbrenner sind."

„Mein Herr," sagte der Capitän mit aller Würde, „mein ganzes Benehmen hat Ihnen zeigen müssen, daß ich hierüber vollkommen im Klaren bin."

„Ohne Zweifel — aber was wird geschehen? Eines schönen Tages wird das Schloß von den Truppen der Republik besetzt sein, die den Auftrag haben werden, gegen uns zu marschiren."

„Wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich."

„Was werden Sie dann thun?"

„Mein Herr," versetzte der Capitän, „bevor ich Ihnen sage, was ich thun werde, lassen Sie mich Ihnen einen Rath ertheilen."

„Sprechen Sie."

„Sie führten den General Solerol fort?"

„Ja."

„Als Gefangenen?"

„Natürlich."

„Und Sie lassen ihn erschießen — oder verhängen über ihn eine andere Todesart?"

„Dessen können Sie gewiß sein."

„Nun gut; führen Sie mich auch mit sich fort."

Machefer sprang von seinem Sitze auf.

„Und lassen Sie mich das Loos des Generals theilen," fuhr Bernier fort.

„Sie sind wohl von Sinnen!"

„O nein," versetzte der Capitän, „es wäre aber möglich, daß etwas geschähe. . ."

„Und das wäre?"

„Daß ich neuerdings mit dem Commando der Truppen im Departement der Yonne betraut würde."

„Was weiter?"

„Dann müßte und werde ich meiner Pflicht nachkommen."

„Das heißt, Sie würden Alles aufbieten, um uns auszurotten?"

Der Capitän seufzte.

„Es mag geschehen, was da wolle," sagte Machefer, „aber wir werden Sie nicht mit uns fortführen."

Brulé, der dieses Gespräch auf der Schwelle mit angehört hatte, empfand eine lebhafte Freude.

„Er geht nicht mit, er bleibt hier, ich werde ihn in der Hand haben, und er wird Lucrezia heirathen."

Einige Minuten früher hatte Machefer zu Brulé gesagt:

„Du bleibst hier, ich ernenne Dich zum Gou=

verneur des Schlosses. Wenn die Blauen kommen, wirst Du mich davon in Kenntniß setzen."

„Seien Sie ganz ruhig," hatte Brulé geantwortet, „ich werde schon wissen, was ich zu thun habe."

„Und ich," sagte Bouquin, „werde die Correspondenz unterhalten."

Nachdem all' diese Dispositionen getroffen waren, hatte Machefer nur noch Abschied zu nehmen vom Capitän.

„Also," sagte er, „Sie wollen hier bleiben?"

„Ich rathe Ihnen," versetzte Bernier, „mich als Gefangenen mitzunehmen."

„Das kann nicht sein."

„So bleibe ich also hier bis zu meiner Genesung."

„Und dann?"

„Dann kehre ich nach Paris zurück."

„Und wenn man Sie befragen wird über das, was hier vorgefallen?"

„Ich habe nur Rechenschaft zu geben über die Ereignisse, welche vorgefallen sind, so lange ich eine Mission zu erfüllen hatte. Von dem, was nachher geschah, weiß ich nichts — will auch nichts wissen."

„Aber wenn die Truppen der Republik hierher kommen?"

„Ich habe ihnen nichts zu sagen."

„Und wenn Sie sie befehligen sollten?"

„Dann werde ich wissen, wo ich den General Solerol zu finden haben werde."

„Nun gut," sagte Machefer, und hielt dem Capitän die Hand hin. „Sie sind ein ehrlicher Feind."

Bernier drückte die dargereichte Rechte, und Machefer verließ das Zimmer.

Wenige Minuten später sah Brulé aus einem Fenster des zweiten Stockwerks die kleine Truppe, welche den General Solerol als Gefangenen mit sich führte, sich entfernen.

Nicou, der Mann mit den röthlichen Haaren und den schnellen Beinen, machte sich auf den Weg nach Chastel-Censoir.

„Jetzt," sagte Brulé, „bin ich zu Hause!"

— — — — — — — — — —

Als am andern Morgen bei dem herrlichsten Sonnenschein Curtius, gefolgt von der Bürgergarde und den Gensdarmen von Chastel-Censoir, in Saulayes eintraf, war jede Spur dessen, was sich dort in vergangener Nacht zutrug, verschwunden und die Leute im Schlosse hatten bewunderungswürdig die Rolle gespielt, die ihnen Brulé eingelernt.

Man erinnert sich wohl noch des Eindruckes, welchen die Andichtung, als sei Curtius verrückt, hervorgebracht.

„Verrückt! verrückt!" rief er aus.

„Ja, er ist wirklich verrückt," sagte Brulé.

„Und überdies auch noch ein gefährlicher Narr," bemerkte Jean Bernin.

Curtius fiel mit geballter Faust über Brulé he.r

Der Brigadier packte ihn an den Schultern und vier Mann von der Bürgergarde gesellten sich zu ihm.

„Citoyens!" sagte Jean Bernin, „es thut mir Leid, Euch geplagt zu haben, aber ich selbst habe mich durch diesen armen Verrückten täuschen lassen."

„Was werden wir aber mit ihm anfangen?" fragte der Brigadier.

Curtius schimpfte und fluchte, und geberdete sich wie ein Besessener.

„Man muß ihn einsperren."

„Aber wo?"

„Wo Ihr wollt," antwortete Jean Bernin.

„Das überlaßt mir," sagte Brulé. „Wenn der Citoyen Solerol zurück sein wird, wollen wir den armen Mann in ein Irrenhaus bringen."

Jean Bernin ließ seine Leute etwas ausruhen, dann wurde der Rückmarsch angetreten. Die Bürgergarde war fest überzeugt, es mit einem Narren zu thun gehabt zu haben.

LVI.

Sehen wir doch nach Publicola, welchen Brulé, nachdem man ihn an Händen und Füßen gebunden, in einen der Keller eingesperrt hatte.

Wir haben schon seine Bekanntschaft gemacht.

Solerol hatte ihn am Fuße des Schaffots kennen gelernt und ihn später zu seinem Vertrauten gemacht. Beide hegten für einander die zärtlichste, unveränderlichste Freundschaft.

Als Publicola sah, wie ihm Brulé das Knie auf die Brust stemmte und den blanken Stahl über ihn erhob, da verspürte er zum ersten Male in seinem Leben eine innere Bewegung.

Er fürchtete . . . nicht für seine Person, sondern für den Menschen, dem er mit Leib und Seele zugethan war.

Indeß gewann doch der Instinct der Selbsterhaltung die Oberhand über jedes andere Gefühl, und als er sah, daß man entschlossen war, ihm nöthigenfalls unnachsichtlich zu Leibe zu gehen, hütete er sich wohl, Widerstand zu leisten.

Er ließ sich an Händen und Füßen binden und bat nur um sein Leben.

„Man wird Dir nicht das Leben nehmen," sagte Brulé, „wenn Du Dich ruhig verhalten wirst."

Der Keller, in welchen man ihn geworfen hatte, war voll von Fässern, die aber meistentheils leer waren.

Eines war aber noch zu drei Viertheilen angefüllt und an diesem war eine Pipe angeschlagen.

Publicola wußte es, denn das, was er auf Saulayes am besten kannte, waren die Weinkeller.

Als Solerol als unumschränkter Herr auf dem Schlosse schaltete und waltete, theilte Publicola seine

Zeit in drei Theile: er bediente seinen Herrn, er schlief und er trank . . .

Wenn in der Vorrathskammer kein Wein mehr zu finden war, stieg er in den Keller hinab; — daher trug er immer einen Wachsstock und ein Feuerzeug bei sich.

Wie er so dalag auf dem feuchten Boden des Kellers, gebunden an Händen und Füßen, dachte er:

„Wenn ich mich meiner Hände und Füße bedienen könnte, würde ich Licht machen und dann könnte ich mich bis zu dem gewissen Fasse schleppen und mich unter den Hahn legen."

Von diesem Augenblick an waren seine Gedanken nur darauf gerichtet, wie er es anstellen sollte, die Hände frei zu machen.

Und es gelang ihm. Allerdings brauchte er nicht viel weniger als zwei Stunden, um zu diesem Resultate zu gelangen, und die Art und Weise, wie er dabei verfuhr, verdient wohl erwähnt zu werden.

Er rollte sich auf dem Boden fort, bis er an eine Mauer stieß. Mit vieler Mühe richtete er sich dann empor und lehnte sich an die Mauer. Da man ihm die Hände auf den Rücken gebunden hatte, so waren es diese, welche die Mauer zuerst berührten. Nun bog er die Handgelenke ein und rieb den Strick so lange an der rohen Mauer, bis er mehr als zur Hälfte durchgerieben war. — Noch eine letzte Anstrengung, ein herzhafter Riß — die Fessel fiel ab, er hatte die Hände frei.

Jetzt nahm er das Feuerzeug aus der Tasche, machte Licht und zündete seinen Wachsstock an.

Nachdem er die Hände frei hatte, war es ihm ein Leichtes, sich auch die Füße frei zu machen. Als dies geschehen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als nach dem Weinfasse zu sehen.

Publicola vergaß jetzt seinen Herrn und die Gefahren, welchen er ausgesetzt gewesen.

Publicola wurde Philosoph und sagte zu sich selbst:

„Die Gefangenschaft hat allerdings ihre Härten, aber diese schwächen sich sehr ab, wenn man nur zu trinken hat.“

Er legte sich unter das Faß und drehte den Hahn auf. In langen Zügen schlürfte er den feurigen Wein, und so lange schlürfte er, bis er selbst schon merkte, daß er des Guten zu viel gethan.

Mit unsicherer Hand drehte er den Hahn zu.

Dann wollte er sich vom Boden erheben, aber seine Beine versagten ihm schlechterdings den Dienst.

Hierdurch zu der Betrachtung veranlaßt, daß der Schlaf der Freund des Menschen sei, blies er das Licht aus.

Nach zehn Minuten schnarchte Publicola mit solcher Virtuosität, daß er es füglich mit der großen Orgel einer Kathedrale hätte aufnehmen können.

Aber die Trunkenbolde von Profession brauchen nicht lange, um ihren „Wein“ auszuschlafen.

Nach Verlauf von vier Stunden erwachte Publicola.

Ein eisiger Luftzug traf sein Gesicht und ein schwacher Lichtstrahl drang durch ein nach dem Hofe gehendes kleines Fensterchen in den Keller.

Publicola stand auf, ging an dieses Luftloch und stellte sich auf die Fußspitzen, um nach dem Hofe sehen zu können. Er hatte ein gar feines Gehör und war mit sich bald im Klaren, daß viele Leute im Hofe waren.

Ein Pferd fesselte ganz besonders seine Aufmerksamkeit; — bewaffnete Männer umstanden es.

Auf diesem Pferd stand ein großer, langer Korb, aus dessen Schwingungen ganz deutlich zu entnehmen war, daß sich ein lebendes Wesen darin befinde, hätte man auch nicht die unterdrückten Klagerufe und die unarticulirten Töne vernommen, welche eine unbeschreibliche Wuth verriethen.

Publicola erkannte die Stimme Solerol's, obgleich sie durch einen Knebel sehr gedämpft war.

Er stieß unwillkürlich einen Schrei aus.

Dieser Schrei war aber so schwach, daß er nicht über den Kellerraum hinausreichte, die Männer im Hofe konnten ihn nicht hören.

Er faßte sich aber bald und dachte:

„Ich bin hier unter Schloß und Riegel, und wenn ich mich noch so sehr abmühen wollte, die Kellerthüre könnte ich doch nicht aufsprengen. Uebrigens, wenn mir das auch wirklich gelänge — was könnte ich ganz allein gegen alle diese Bewaffneten ausrichten? Ich würde mein Leben ganz zwecklos

in die Schanze schlagen. Also bleiben wir, wo wir sind."

Nach diesem Raisonnement blieb er also ruhig an dem Kellerfenster stehen und sah und horchte.

Er hörte, wie Machefer Befehle ertheilte, wie er Brulé zum Schloßcommandanten ernannte und ihm die letzten Instructionen gab; er sah endlich, wie die kleine Truppe, den Citoyen General Solerol mit sich führend, aus dem Hofe ausrückte.

Nun sagte Publicola zu sich selbst:

„Gestern habe ich nicht begreifen können, wie es kam, daß, nachdem Brulé — unser böser Genius — Scävola erstochen hatte, er auch den General umbringen wollte. Jetzt bin ich hierüber mit mir im Klaren. — Brulé ist von den Royalisten erkauft worden . . . Wir werden ja sehen."

Nun kehrte Publicola zu seinem geliebten Faß zurück, that ein paar herzhafte Züge, und legte sich dann wieder nieder.

Publicola hatte nicht soupirt — aber, wie bekannt, haben die Trinker nur selten Hunger, kraft des Sprichwortes: „Wer trinkt, braucht nicht zu essen" — ein Pendant zu jenem Sprichworte, welches sagt: „Wer schläft, ißt."

— — — — — — — — — —

Während Publicola — wenn man so sagen darf — seine zweite Ladung Wein ausschlief, verstrich die Nacht, der Morgen brach an, und endlich kam Curtius anmarschirt, gefolgt von der Bürgergarde und der Gensdarmerie von Chastel-Censoir.

Wir wissen, wie der schlaue Pächter die kleine Verschwörung angezettelt hatte, die darin bestand, den außerordentlichen Commissär der Republik für irrsinnig gelten zu lassen.

Nachdem Jean Bernin mit seinen Leuten den Rückzug angetreten und das Schloß Saulayes verlassen hatte, ließ Brulé den Citoyen Curtius binden, und befahl, ihn in einen der Keller einzusperren.

Jetzt erinnerte er sich auch an Publicola.

„Komm mit mir," sagte er zu Bouquin.

„Wohin?" fragte dieser.

„Nachsehen, was aus unserm ersten Gefangenen geworden ist."

„Publicola?"

„Ja wohl."

Bouquin zündete eine Kerze an.

„Ihr seid doch gar zu unvorsichtig, Papa!" sagte er zu Brulé.

„Wie so?"

„Daß Ihr Eure Flinte nicht mitnehmt."

„Ah, Du hast Recht — das soll mir aber nimmermehr geschehen."

Und er holte seine Flinte.

Bouquin hatte die seine schon umhängen. Nun spannte er den Hahn und hielt sie vor sich hin.

Brulé holte die Schlüssel zu den Kellern.

Er stieg zuerst hinab.

Bouquin folgte ihm auf dem Fuße und hielt das Licht hoch empor, um die Stiege zu erleuchten.

Als sie an die Thür des Kellers kamen, in wel=

chem Publicola eingesperrt war, legte Brulé das Ohr daran und horchte.

Ein ganz vernehmliches Schnarchen ließ sich hören.

„Er schläft," sagte Brulé.

Er öffnete die Thür mit aller Vorsicht.

Das Schnarchen dauerte ununterbrochen fort.

Nun bemerkten Brulé und Bouquin, wie Publicola auf dem Rücken ausgestreckt auf dem Boden lag.

Nur, o Wunder! hatte er die Hände und die Füße dem Anscheine nach so fest gebunden, wie zur Zeit, als man ihn nach dem Keller getragen.

„Gut," sagte Brulé, der nicht daran dachte, die Stricke, mit denen Publicola gebunden schien, näher zu untersuchen, „gestern Abend war er total betrunken, er schläft jetzt seinen Rausch aus."

„Werdet Ihr den Citoyen Curtius auch in diesen Keller einsperren?" fragte Bouquin.

„Ja wohl."

„Warum?"

„Sie sollen sich Gesellschaft leisten," höhnte Brulé.

Auf Befehl des Vaters stieg Bouquin die Kellertreppe hinauf, rief zwei Bediente und ließ Curtius, welcher fluchte und schimpfte wie ein Heide und sich wehrte wie ein Verzweifelter, nach dem Keller tragen.

So sehr dieser auch schrie und brüllte, erwachte Publicola dennoch nicht.

„Mache doch keinen solchen Lärm, Citoyen,"

sagte Brulé zu Curtius im spöttischen Tone, „Du wirst am Ende noch Deinen Kameraden aufwecken."

Nachdem man den außerordentlichen Commissär der Republik neben den Kammerdiener und Vertrauten des Generals gelegt hatte, verließen Brulé, Bouquin und die beiden Diener den Keller, die Thür wurde verschlossen und den Schlüssel steckte der Pächter in seine Tasche.

„Nun, mein Sohn!" sagte er zu Bouquin, „wenn Du glaubst, so wollen wir jetzt einen Imbiß zu uns nehmen, und ein Glas Wein dazu trinken."

„Wie Ihr wollt, Vater," versetzte Bouquin, „ich habe oft Hunger, aber immer Durst."

„Das heiß' ich vernünftig gesprochen," sagte Brulé.

Und sie gingen nach dem Speisesaal.

Das Vertrauen, welches Machefer dem Pächter und seinem Sohne bezeugte, machte einen ganz eigenen Eindruck auf die Leute im Schlosse, größtentheils alte Diener des Hauses Vernières, geschworne Feinde Solerol's, dessen despotisches Joch sie ertragen mußten, und eifrige Anhänger der Madame Solerol.

Unter ihnen befand sich ein alter Mann, Namens Clement, seinerzeit Kammerdiener des verstorbenen Marquis.

Dieser Clement, welcher theils aus Feigheit, theils aus Anhänglichkeit an Mademoiselle de Vernières auf dem Schlosse geblieben war, stand bei der übrigen Dienerschaft in besonderem Ansehen.

Während nun Brulé und Bouquin damit be=

schäftigt waren, den Citoyen Curtius nach dem Keller bringen zu lassen, hielt der alte Clement der versammelten Dienerschaft folgende Anrede:

„Meine lieben Freunde! So wie Ihr, habe auch ich den Brulé, der allgemein für einen sehr honetten Menschen galt, immer für eine ausgefeimte Canaille gehalten, und man mußte es auch glauben, wenn man hörte, wie er mit diesem elenden Solerol auf Du und Du stand, wie diese Beiden nur ein Herz und ein Sinn waren. Aber ich muß jetzt wohl von dieser meiner Meinung zurückkommen, und dafür halten, daß all' das nur abgekartetes Spiel war."

„Ah! Ihr glaubt das wirklich, Vater Clement?" fragte einer der Diener.

„Ob ich das glaube! Beweis dafür, daß er Solerol an Mr. Machefer ausgeliefert hat."

„Ganz richtig, Vater Clement."

„Nun," fuhr der Alte fort, „denke ich, man sollte ihm in Allem, was er befiehlt, Folge leisten."

„Als ob Ihr es befohlen hättet," sagten mehrere Stimmen.

Als nun Brulé aus dem Keller kam und, um nach dem Speisesaal zu gehen, an den Leuten vorüberging, grüßten ihn alle so ehrerbietig, als ob er der Herr im Hause gewesen wäre.

„Hm," sagte der Pächter, indem er Bouquin mit dem Ellenbogen stieß, „was sagst Du dazu?"

„Wozu?" fragte dieser.

„Nun dazu, daß man uns mit solcher Auszeichnung behandelt."

„O! deswegen — ja wohl.“

„Und so zuvorkommend.“

Bouquin blinzelte mit den Augen und sagte:

„Wie wäre es, wenn wir uns ein gebratenes Huhn geben ließen?“

„Bin dabei — lassen wir uns eines geben.“

„Und ein paar Flaschen Chainette.“

„Mir wäre Macon lieber,“ sagte Brulé.

Bouquin schlug mit der Faust auf den Tisch und ertheilte die nöthigen Befehle.

Die Diener beeilten sich, die beiden Herren zu bedienen.

Vater und Sohn setzten sich zu Tisch und aßen und tranken um die Wette.

Bouquin war der erste, welcher das Gespräch eröffnete.

„Vater,“ sagte er, „was haltet Ihr von alledem?“

„Das kommt darauf an,“ versetzte Brulé, der als echter Morvant niemals seine Meinung klar aussprach.

„Wie so: Das kommt darauf an?“

„Man muß das Ende abwarten,“ sagte der Pächter ganz salbungsvoll.

„Ich dächte aber, wir wären hier im Schlosse so wie zu Hause.“

„Das will ich meinen.“

„Und wir thun, was wir wollen.“

„Zu Solerol's Zeiten war das eben so. — Aber hör' einmal: Wenn die Royalisten reussiren, werde ich wieder Pächter werden, aber wenn nicht . . .“

„Nun?"

„Dann schneidet man ihnen und uns den Hals ab."

„Oh, Unsinn!" entgegnete Bouquin, „da müßten wir weniger schlau sein, als wir sind."

„Das ist mir eben ganz einerlei," sagte Brulé, der einen Augenblick die Stirn in Falten gelegt hatte, „ich bereue es durchaus nicht, den Herrn gewechselt zu haben."

„Ich auch nicht — man zahlt uns gut."

„Und ich räche mich," sagte Brulé mit unheimlichem Lächeln.

„Papa!" rief jetzt Bouquin aus, „da wir eben allein sind, so sagt mir doch, was habt Ihr denn für eine Idee?"

„Meine Idee?"

„Ja — den General betreffend. Glaubt Ihr, daß man ihn um einen Kopf kürzer machen wird?"

„Das will ich meinen."

„Aber wann?"

„Oh! Machefer hat versprochen, mich es wissen zu lassen, wann die letzte Stunde des Generals schlagen wird. Ha!" fuhr Brulé fort und hielt das Messer, das er eben in der Hand hielt, hoch empor, „wenn sie einen Henker brauchen — hier bin ich! — ich könnte ihn in Stücke schneiden, diesen elenden, niederträchtigen Schurken!"

„Ihr haßt ihn wohl von ganzer Seele?"

„Er hat Deine Mutter entehren wollen! . . ."

Bouquin war ganz Philosoph und zuckte bei diesen Worten nur leicht mit den Achseln.

„Das sind alles Dummheiten,“ sagte er, „die Hauptsache ist, ob wir Geld bekommen — und ich bin überzeugt, daß man uns so viel geben würde, als wir verlangen. . .“

Das Wort „Geld“ durchfuhr Brulé, der eben in den düstersten Gedanken und Betrachtungen versunken war, wie ein elektrischer Strom.

„Es muß hier im Schlosse viel Geld aufgehäuft liegen,“ sagte er.

„Ei! Ihr könnt Recht haben,“ erwiderte Bouquin.

„Der General hat immer viel Geld gehabt, und Madame Solerol, die so zu sagen beinahe im Hemde geflüchtet ist, hatte auch nicht unbedeutende Summen liegen. . .“

„Und dann die Menge Wäsche und Silberzeug!“ bemerkte Bouquin.

„Nein, nein,“ wandte Brulé ein, „davon darf nichts angerührt werden.“

„Weshalb nicht?“

„Weil wir früher oder später die Wäsche und das Silber doch wieder hergeben müßten.“

„Ja wohl. Ihr habt nicht ganz Unrecht,“ versetzte Bouquin, „das Geld kann man behalten, das braucht man nicht zurückzugeben.“

„Freilich nicht. Da Solerol mit seiner Frau niemals über seine Angelegenheiten sprach, so weiß sie auch nicht, ob er Geld im Hause hatte oder nicht.“

„Wirklich nicht?“

„Nein! wenn wir also etwas finden, so ann man es von uns nicht zurückverlangen."

„Ah richtig, Papa."

Und Bouquin nahm eine fröhliche Miene an und schenkte sich sein Glas voll.

„Du bist ja viel öfter auf's Schloß gekommen, als ich," sagte Brulé.

„Ja wohl."

„Ich bin überzeugt, Du weißt von den Gewohnheiten und Eigenschaften des Generals bessere Auskunft zu geben, als ich."

„Ja und nein."

„Ah!"

„So zum Beispiel," sagte Bouquin ganz leicht weg, „habe ich nie erfahren können, wo er sein Geld aufgehoben."

Brulé sah seinen Sohn von der Seite an und schenkte ihm wiederum sein Glas voll.

Aber Bouquin merkte, wo das hinaus wollte, und sagte:

„Gebt Euch keine Mühe, mich betrunken zu machen."

„Ah!"

„Denn, wenn ich betrunken wäre wie eine Kanone, so würde ich doch nichts sagen."

„Auch nicht Deinem Vater?"

„Nein, und zwar aus zwei Ursachen: die erste, weil jeder sich der nächste ist . . ."

„Und die zweite Ursache?" fragte Brulé.

„Die zweite ist, weil ich durchaus nichts weiß."

„Wirklich?" sagte der Vater und sah dabei den

Sohn so scharf an, als wollte er ihm die Wahrheit vom Gesichte herablesen.

Bouquin ertrug des Vaters forschenden Blick mit aller Ruhe.

„Was ich gesagt, ist wirklich so,“ versetzte er.

„Nun denn,“ lenkte der Vater ein, „wie wäre es also, wenn wir mit einander suchten?“

„Einverstanden — aber dann gleiche Theile.“

„Natürlich — das versteht sich ja von selbst.“

„Ich möchte aber doch eine Garantie dafür haben,“ sagte Bouquin.

„Nimm Deine Flinte mit,“ erwiderte Brulé, der, von seinem Sitze sich erhebend, sein Gewehr zur Hand nahm.

„Nur noch einen Augenblick, Papa,“ sagte Bouquin, „ich muß Euch doch vorerst eine meiner Bemerkungen mittheilen.“

„Sprich!“

„Wenn wir jetzt suchen, werden alle Leute im Schlosse wissen, was wir thun.“

„Ganz richtig . . . Nun gut, so warten wir bis zum Abend.“

„Wenn die ganze Dienerschaft zu Bette gegangen sein wird, wollen wir in das Zimmer des Generals gehen.“

„Gut!“

„Ich habe den Schlüssel zu Solerol's Schreibtisch im Hofe gefunden.“

„Wie?“ fragte Brulé.

„Während man ihn in den Korb getragen hat,

wird ihm dieser Schlüssel höchst wahrscheinlich aus der Tasche gefallen sein."

„Und diesen Schlüssel hast Du?"

„Jawohl. Hier ist er."

Und Bouquin zog einen zierlich gearbeiteten Schlüssel aus der Tasche und zeigte ihn seinem Vater.

Brulé streckte die Hand darnach aus, aber Bouquin steckte dieses Kleinod ganz ruhig wieder ein.

„Noch nicht, Papa!" sagte er.

Brulé verzog sein Gesicht zu einem künstlichen Lächeln.

„Du bist der würdige Sohn Deines Vaters!" rief er aus, „fahre so fort und Du kannst es noch weit bringen."

„Ah! In Eurer Schule, Papa! da lernt man gar viel," versetzte Bouquin, „aber schenkt mir doch zu trinken ein," fuhr er fort und hielt dem Vater sein Glas hin.

Brulé lehnte sein Gewehr wieder in die Kaminecke und setzte sich zum Tisch.

Bouquin trank, aß aber nichts mehr.

Brulé aß, trank aber wenig.

Jeder von Beiden hing seinen eigenen Gedanken nach.

Bouquin dachte:

„Du willst mich betrunken machen, Papa, aber das wird Dir nicht gelingen. Ich bin ein guter Kerl, und wenn es Dir Vergnügen macht, so kann ich ja thun, als sei ich betrunken . . ."

Brulé dagegen dachte:

„Wenn ich Dich unter den Tisch fallen sähe, wie schnell würde ich Dir den Schlüssel von des Generals Schreibtisch aus der Tasche ziehen.“

„Ist das doch eine wahre Kneipe, dieses Schloß!“ rief jetzt Bouquin aus, „man möchte vor Durst vergehen!“

„So trink, mein Sohn! — trink!“

Und Brulé füllte ihm das Glas bis an den Rand voll.

Bouquin sprach sehr laut, die Zunge schien ihm schwer, er nahm eine vertrauliche Miene an und sagte:

„Es ist doch Schade, daß es nicht schon Abend ist.“

„Du scheinst sehr große Eile zu haben.“

„Ja, mich schlafen zu legen.“

Und Bouquin warf sich in sein Fauteuil zurück.

„Ah, Papa!“ lallte er lachend, „Ihr habt doch gewonnen.“

„Wie so?“

„Ihr habt mich wirklich unter den Tisch getrunken . . . Glücklicherweise seid Ihr ein honeter Mann . . .“

„O! Darauf kannst Du rechnen.“

„Der Vater Brulé,“ fuhr Bouquin im Tone der Parodie fort, „ist der bravste Mann im ganzen Lande! — Nicht wahr, Ihr werdet auf mich warten?“

„Dumme Frage, freilich werde ich warten.“

„Ihr werdet das Geld nicht nehmen, ohne daß ich auch dabei bin?"

„Nein, gewiß nicht."

„Also, gute Nacht!"

Bouquin legte die beiden Arme auf den Tisch und den Kopf auf beide Arme.

Brulé zog die Pfeife aus der Tasche, stopfte sie und fing an zu rauchen.

Wenige Minuten später schnarchte Bouquin, wie es Publicola und Curtius oft besser zu thun nicht leicht im Stande gewesen wären.

Nun berührte ihn Brulé ganz leicht.

Bouquin schnarchte immer fort.

Brulé fuhr jetzt mit der Hand möglichst vorsichtig unter Bouquin's Arm und nahm aus dessen Westentasche mit wahrhaft künstlerischer Diebsfertigkeit den Schlüssel von Solerol's Schreibtisch.

Bouquin schnarchte immer lauter.

„Ah," murmelte der Pächter mit höhnischem Lächeln, „er ist ja doch nur ein Kind."

Er steckte den Schlüssel zu sich und stellte folgende Betrachtungen an:

„Ich werde jetzt in des Generals Zimmer gehen, das Gold und die Werthpapiere, die sich im Schreibtische vorfinden, mit mir nehmen und sie an einem si ern Orte verstecken. Dann werde ich den Schlüssel wieder in Bouquin's Westentasche hineinpracticiren, und wenn der Bursche erwacht, werde ich sagen, ich habe auf ihn gewartet. Wir werden

nichts finden, aber — das ist dann nicht meine Schuld."

Mit diesen Gedanken schlich er sich auf den Fußspitzen zur Thür, öffnete sie langsam und machte sie hinter sich wieder ganz geräuschlos zu.

Und da er nicht mit Bouquin ging, so war er ein drittes Mal so unvorsichtig und vergaß seine Flinte.

— — — — — — — — — —

Ein paar Augenblicke nachdem Brulé das Zimmer verlassen hatte, hörte Bouquin plötzlich zu schnarchen auf; er sah sich im Saale um und lachte.

„Ich bin doch noch schlauer und pfiffiger als Du, mein lieber Papa," sagte er zu sich selbst.

Er stand auf und nahm Brulé's Flinte.

Dann zog er den Ladestock aus der Hülse, schraubte den Kugelzieher auf und nahm damit die zwei Pfropfen aus den Läufen.

Endlich hielt er die Hand vor die Mündungen, hob den Schaft der Flinte, ließ sich die zwei Kugeln in die Hand gleiten und steckte sie in seine Tasche.

Nachdem dies geschehen war, führte er den Ladestock wieder in die Hülse ein und stellte die Flinte wieder dorthin, wo er sie gefunden.

„Wenn Du jetzt auf mich schießest, lieber Papa," sagte er, „wirst Du mir kein großes Leid zufügen."

Er setzte sich wieder in den Fauteuil, legte die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hände.

Nach einer Stunde kam Brulé zurück.

Der Pächter schien nicht sehr frohen Muthes.

Hätte Bouquin die Augen offen gehabt, er würde gesehen haben, wie sein Vater die Stirn runzelte und gerade so aussah, wie Jemand, der sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht.

Und wirklich, im Schreibtische Solerol's fanden sich kaum zehn Louisd'or vor.

Brulé hatte sie zu sich genommen, und um allen Zank und Hader mit seinem Sohne zu vermeiden, steckte er den Schlüssel wieder in Bouquin's Westentasche.

Dieser rührte sich nicht und schnarchte ganz gemüthlich weiter.

Brulé setzte sich zum Kamin und zündete sich die Pfeife an.

Nach einer Viertelstunde wurde das Schnarchen von einem Seufzer unterbrochen.

Bouquin dehnte und streckte sich, dann öffnete er ein Auge.

„Nun, Vater!" sagte er, „hast Du gut geschlafen?"

„Ja, aber der Kopf ist mir schwer."

„Du hast des Guten wohl etwas zu viel gethan?"

Bouquin spielte den Unbefangenen ganz vortrefflich — er fuhr hastig mit der Hand gegen seine Westentasche und suchte den Schlüssel.

„Ah! da hab' ich ihn ja," sagte er.

„Wirst Du denn dieses Mißtrauen gegen mich niemals ablegen?" fragte Brulé mit lächelnder Miene.

„Ei!"

„Ich habe auf Dich gewartet, um den Streich auszuführen."

„Nun gut! so gehen wir jetzt," sagte Bouquin.

Er erhob sich von seinem Sitze, sein Gang schien noch immer etwas unsicher.

Diesmal war er es, der sein Gewehr mitzunehmen vergaß, während Vater Brulé das seinige umhing.

Würde aber Bouquin seine Blouse aufgehoben haben, so hätte Brulé sehen müssen, daß zwei Pistolen in des Sohnes Gürtel steckten.

„Und doch sagt man," brummte Bouquin vor sich hin, während er seinem Vater folgte, „daß sich die Wölfe unter einander nicht auffressen."

LVII.

Vater Brulé, der anfänglich vorgab, die Localitäten im Schlosse Saulayes nicht so genau zu kennen, wie sein Sohn Bouquin, ging doch, ohne sich weiter zu besinnen, gegen eine kleine Treppe, welche am Ende der Halle angebracht war.

Diese Treppe, welche bis in die Mansarden führte, ging an dem Zimmer im ersten Stockwerke vorüber, welches sich der General Solerol gewählt

hatte, als er nach seiner Vermählung von Saulayes Besitz ergriff.

Brulé stieg ganz hurtig die Treppe hinauf, Bouquin stolperte auf jeder Stufe.

„So komm doch," rief ihm Brulé halblaut zu.

Bouquin beeilte sich, er fiel aber auf die Kniee.

„Der Bursche ist doch total betrunken," dachte Brulé.

Endlich gelangten beide an des Generals Zimmer. Brulé hatte klugerweise Feuerzeug und eine Kerze zu sich gesteckt. Er machte Licht.

„Jetzt müssen wir uns aber sputen," sagte er.

Und er ging an den Schreibtisch heran.

Bouquin reichte ihm den Schlüssel hin.

Der Pächter suchte das Schlüsselloch, als ob es das erste Mal gewesen wäre, daß er den Schreibtisch öffnete.

Endlich steckte er den Schlüssel an und drehte ihn im Schlosse um — die Lade ging auf.

Brulé stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Was giebt's, Papa, was giebt's?" fragte Bouquin.

„Was es giebt? — daß nichts in der Lade liegt."

Er öffnete eine Lade nach der andern.

Bouquin verrieth nicht die mindeste Aufregung. In aller Ruhe sagte er:

„Es scheint also, der General hat gar kein Geld gehabt."

„Oder er hat es anderswo aufgehoben."

„Auch möglich."

Bei diesen Worten, welche Bouquin, der hinter seinem Vater stand in spöttischem Tone sprach, lächelte er und streckte die Zunge heraus, ohne darauf Acht zu haben, daß ein Spiegel vor ihm hing.

„Ah, Canaille!“ schrie der Vater, der die ungebührliche Geberde seines Sohnes im Spiegel gesehen hatte, „Du weißt es also . . . .“

Und er packte Bouquin am Kragen.

„Eh!“ rief dieser aus, „wenn Ihr wollt, daß ich rede, so müßt Ihr mich zuvor loslassen.“

Brulé hatte seine Flinte bei sich, Bouquin schien unbewaffnet.

Der Pächter schloß die Thür ab, stellte sich vor dieselbe und schlug auf Bouquin an.

„Sprich,“ sagte er, „oder ich drücke los.“

Bouquin gab sich den Anschein, als ob er gar sehr erschrecke.

„O, Papa!“ rief er aus, „ist es möglich, daß Ihr Euern Sohn erschießen wollt?“

„Rede!“ wiederholte Brulé mit donnernder Stimme.

„Was soll ich denn sagen? — ich weiß ja nichts . . . .“

„Du weißt, wo der General sein Geld hat.“

„Ja.“

„Sag' es mir.“

Plötzlich nahm Bouquin eine andere Haltung an. Er sah den Vater höhnisch, aber festen Blickes an.

„Der General hatte sein Geld in der Lade links liegen.“

Brulé fuhr zusammen.

„Und man hat das Geld gestohlen.“

„Wer könnte es gestohlen haben?“

„Ihr selbst, Vater, Ihr!“

„Du lügst!“

„Papa Brulé,“ sagte Bouquin, „anstatt mich immer überlisten zu wollen, werdet Ihr viel besser daran thun, mir mehr Vertrauen zu schenken. Ihr seht doch, daß ich nicht so ungeschickt bin.“

„O nein! Und Du weißt mehr als Du sagst.“

„Das mag wohl sein.“

„Es ist Geld im Schlosse.“

„O! das ist gewiß.“

„Und Du weißt, wo es liegt.“

„Desto besser für mich! . . .“

„Aber ich will es auch wissen,“ sagte Brulé zornentbrannt.

„Und deshalb wollt Ihr mich erschießen?“

„Ich erschieße Dich, wenn Du nicht sprichst.“

„Dann würdet Ihr erst recht nichts erfahren, da, wie Ihr wohl wißt, die Todten gar nicht mehr sprechen können.“

Diese Ruhe brachte den Pächter zur Wuth.

„Also willst Du mich wirklich zwingen, meinen eigenen Sohn umzubringen?“ schrie Brulé.

„Nein, ich werde reden.“

„Also endlich einmal!“ sagte Brulé und senkte den Lauf seines Gewehres.

„Der General hat irgendwo einen kleinen eisernen Koffer,“ fuhr Bouquin fort.

„Und in diesem Koffer? . . .“

„Sind dreißigtausend Livres in Gold.“

„Und Du weißt, wo dieser Koffer steht?“

„Ja.“

„So sprich also, aber schnell!“

Und Brulé hielt wieder die Flinte höher.

„Ich will gern mit Euch theilen,“ sagte Bouquin.

„Theilen!“ rief Brulé aus, dem dieser Vorschlag unter den obwaltenden Umständen sehr anmaßend erschien.

„Mein Gott, ja! . . . das scheint mir doch sehr gerecht.“

„Fünfzehntausend Livres in Gold!“

„Ja, da die ganze Summe dreißigtausend ist.“

„Aber was willst Du mit all' dem Gelde anfangen?“

„Ich will mir eine Pachtung kaufen.“

„Um fünfzehntausend Livres bekommt man keine große Pacht.“

„Fünfzehn und acht macht dreiundzwanzig.“

„Ah! richtig. . .“

Und Brulé erinnerte sich, daß das Geld, welches Mademoiselle Lange Bouquin gegeben, und welches er im „Fuchsloche“ vergraben hatte, der Summe von achttausend Livres gleichkam.

Bouquin fuhr fort:

„Ich will Euch sagen, wie es gekommen, daß ich von jenen dreißigtausend Livres in Gold weiß, welche der General im Hause haben muß.“

„Nun?“

„Es mögen etwa acht Tage sein, als ich, des Nachts von der Kaninchenjagd kommend, durch die Küchenthür in's Schloß eintrat.“

Bouquin fuhr fort:

„Möglichst leise ging ich durch den Gang an dem Speisesaal vorüber.

„Ich sah unter der Thür, welche nicht gut schloß, einen Lichtschein durchschimmern. Von Neugierde angetrieben, hielt ich an und sah durch's Schlüsselloch.

„Der General war allein und, obgleich schon nahe an Mitternacht, war er nicht betrunken.

„Er stand vor einem Tische und zählte die Stöße von Louisd'or ab.

„Auf dem Tische stand die Schatulle, von welcher ich eben sprach.

„Er redete zwar nur halblaut mit sich selbst, aber Dank meinem feinen Gehöre konnte ich es doch verstehen.“

„Was sagte er denn?“

„Er sagte: Solerol! man muß für alle Fälle vorsorgen; wenn die Republik in Trümmer geht, wirst Du gerade noch so viel Zeit haben, Dich aus Frankreich davon zu machen, wenn nicht, so bist Du dem Schaffot verfallen. Um aber fortzukommen, braucht man Geld . . . und da habe ich an diesen dreißigtausend Livres gerade genug für den ersten Anprall.“

„Ohne Zweifel legte er die Goldstücke in die Schatulle?“ fragte Brulé.

„Natürlich. Dann schloß er sie doppelt ab, nahm seinen Mantel und wickelte sich ein.

„Das ist doch ein Hundewetter! brummte er vor sich hin.

„Nun steckte er zwei Pistolen zu sich und nahm die Schatulle unter den Arm.“

„Und er ging damit fort?“

„Ja, ich hatte kaum Zeit, mich in eine Ecke zu drücken.

„Er durchschritt die Vorhalle und ging nach dem Garten.“

„Du bist ihm wohl nachgegangen?“

„Freilich wohl, mit möglichster Vorsicht. Im Garten angelangt, griff Solerol nach einer Schaufel.“

„Und dann?“ fragte Brulé in sichtlicher Erregung.

„Dann ging er daran, die Schatulle einzugraben.“

„An welcher Stelle?“

„Papa, ich will Euch hinführen, wenn Ihr wollt.“

„Ob ich will!“ rief der Pächter aus, dessen Auge vor Geldgier erglühte.

Die Nacht war hereingebrochen; beide verließen das Zimmer des Generals und gingen die kleine Treppe hinunter.

In der Vorhalle begegneten sie Vater Clement, dem alten Kammerdiener des verstorbenen Marquis de Vernières.

„Nun?“

„Es mögen etwa acht Tage sein, als ich, des Nachts von der Kaninchenjagd kommend, durch die Küchenthür in's Schloß eintrat.“

Bouquin fuhr fort:

„Möglichst leise ging ich durch den Gang an dem Speisesaal vorüber.

„Ich sah unter der Thür, welche nicht gut schloß, einen Lichtschein durchschimmern. Von Neugierde angetrieben, hielt ich an und sah durch's Schlüsselloch.

„Der General war allein und, obgleich schon nahe an Mitternacht, war er nicht betrunken.

„Er stand vor einem Tische und zählte die Stöße von Louisd'or ab.

„Auf dem Tische stand die Schatulle, von welcher ich eben sprach.

„Er redete zwar nur halblaut mit sich selbst, aber Dank meinem feinen Gehöre konnte ich es doch verstehen.“

„Was sagte er denn?“

„Er sagte: Solerol! man muß für alle Fälle vorsorgen; wenn die Republik in Trümmer geht, wirst Du gerade noch so viel Zeit haben, Dich aus Frankreich davon zu machen, wenn nicht, so bist Du dem Schaffot verfallen. Um aber fortzukommen, braucht man Geld . . . und da habe ich an diesen dreißigtausend Livres gerade genug für den ersten Anprall.“

„Ohne Zweifel legte er die Goldstücke in die Schatulle?" fragte Brulé.

„Natürlich. Dann schloß er sie doppelt ab, nahm seinen Mantel und wickelte sich ein.

„Das ist doch ein Hundewetter! brummte er vor sich hin.

„Nun steckte er zwei Pistolen zu sich und nahm die Schatulle unter den Arm."

„Und er ging damit fort?"

„Ja, ich hatte kaum Zeit, mich in eine Ecke zu drücken.

„Er durchschritt die Vorhalle und ging nach dem Garten."

„Du bist ihm wohl nachgegangen?"

„Freilich wohl, mit möglichster Vorsicht. Im Garten angelangt, griff Solerol nach einer Schaufel."

„Und dann?" fragte Brulé in sichtlicher Erregung.

„Dann ging er daran, die Schatulle einzugraben."

„An welcher Stelle?"

„Papa, ich will Euch hinführen, wenn Ihr wollt."

„Ob ich will!" rief der Pächter aus, dessen Auge vor Geldgier erglühte.

Die Nacht war hereingebrochen; beide verließen das Zimmer des Generals und gingen die kleine Treppe hinunter.

In der Vorhalle begegneten sie Vater Clement, dem alten Kammerdiener des verstorbenen Marquis de Vernières.

Brulé gab ihm ein vertrauliches Zeichen.

„Mein Alter," sagte er zu ihm, „wir arbeiten für Madame."

„Ich weiß Alles," antwortete der alte Diener.

„Ihr dürft Euch daher nicht wundern," fuhr Brulé fort, „daß wir des Nachts ausgehen."

„Schon gut, schon gut!" versetzte Clement und ging weiter.

Als die beiden im Garten waren, sah Brulé seinen Sohn noch einmal scharf an.

„Ei," sagte er, „wohin führst Du mich denn?"

„Ihr kennt ja den verfallenen Taubenschlag, der im Park steht?"

„O ja."

„Dort befindet sich eine Art unterirdischen Ganges."

„Ja, es war einmal ein Keller."

„Nun gut, dort ist es," sagte Bouquin.

„Ah!" machte Brulé.

Da er nun den Ort wußte, wo der Schatz vergraben lag, so war er — als sie eben durch eine laubenartige, ganz finstere Allee gingen — stark versucht, über seinen Sohn herzufallen und ihn zu erdrosseln, damit er den Fund nicht zu theilen brauche.

Aber Bouquin errieth diesen väterlichen Gedanken und sagte:

„Ich weiß den Platz ... der übrigens in Mitte von Steinen, Geröll und Dornen für Jemanden, der nicht so wie ich gesehen hat, wo der General

die Schatulle vergraben, sehr schwer zu finden sein dürfte.“

„Gehen wir also!“ sagte Brulé und verdoppelte seine Schritte.

„O,“ versetzte Bouquin, „wir haben noch ein hübsches Stückchen Weg vor uns, und daher Zeit genug, zu plaudern.“

„Du willst plaudern? — worüber?“

„O! über so Manches. Seht, Vater, wir müssen uns gegenseitig genau verständigen.“

„Wie so?“

„Wir sind nun Royalisten.“

„Vorläufig wenigstens.“

„Ah!“

„So lange Solerol noch am Leben ist . . .“

„Und dann?“

„Dann verrathe ich sie auch, um mich an Monsieur Henri zu rächen.“

„Ihr haßt diesen Henri wohl gar sehr?“

„Eben so wie Solerol. O! betreffs Henri's habe ich eine eigene Idee!“

„Aber die Anderen?“

„Die Anderen sind mir gleichgiltig, ich will ihnen weder wohl noch übel.“

„Also,“ entgegnete Bouquin, „weshalb sie verrathen?“

„Ich werd' schon sehen . . . wenn sie gut zahlen . . .“

„Da haben wir schon eine famose Anzahlung,“

höhnte Bouquin, „dreißigtausend Livres in Gold findet man nicht alle Tage.“

„Das ist wohl wahr, aber . . .“

„Es verdrießt Euch wohl, zu theilen, nicht wahr?“

„Aufrichtig gestanden, ja!“ sagte der Pächter ganz naiv. „Braucht man in Deinem Alter so viel Geld?“

„Ich bin zu jung!“

„Jawohl.“

„Und ich, Papa, ich finde Euch zu alt. Wenn man keine Zähne mehr hat, lohnt es nicht der Mühe, Appetit zu haben.“

„O! ich habe wohl noch Zähne,“ versetzte Brulé.

„Papa, ich will Euch einen Vorschlag machen.“

„Laß hören.“

„Es schmerzt Euch, den Schatz theilen zu müssen?“

„Ja.“

„Auch mich; wollt Ihr, so lassen wir das Loos bestimmen, wem von uns beiden die Schatulle gehören soll.“

„Einverstanden.“

„Gut! — aber nicht hier, sondern erst unten, . . . wenn wir die Schatulle werden ausgegraben haben.“

Bouquin ging raschen Schrittes weiter.

Brulé folgte ihm.

„Ich möchte doch gern gewinnen,“ dachte er.

„Es ist doch immer fatal, seinen Sohn zu morden, wenn er gleich nicht viel taugt.“

Bouquin sagte wieder zu sich selbst:

„Ich gäbe gern einen Thaler, wenn der Papa die Schatulle verlöre. — Wir werden ja sehen.“

Der verfallene Taubenschlag, das Ziel des nächtlichen Ganges, war seiner Zeit eine Art Wartthurm. Erst im letzten Jahrhundert wurde er zu einem Taubenschlag verwendet.

Eines Tages wurde die Umgegend von einem schweren Gewitter heimgesucht — der Blitz schlug in den Thurm und machte ihn beinahe zu einer Ruine. Der alte Herr von Saulayes dachte nicht mehr daran, ihn wieder herzustellen, die zusammengefallenen Mauern waren von Gestrüpp aller Art überwachsen.

Die Nacht war aber mondhell und Bouquin fand leicht einen Weg durch's Gesträuch. Am Eingange jenes unterirdischen Ganges oder Kellers blieb er stehen.

Dieser Eingang war auch von Schlingkraut überwuchert. Man ging ein paar Stufen hinab.

Sonderbar! am Fuße dieser Treppe war eine Thür angebracht.

Bouquin ging zuerst in den Keller.

Dort zog er sein Feuerzeug aus der Tasche und zündete eine Kerze an, die er ebenfalls mit sich führte.

Brulé hatte seine Flinte auf der Achsel und eine Haue in der Hand.

„Macht Euch nun an die Arbeit, Papa!" sagte Bouquin, „da Ihr die Haue habt."

„Nur Geduld," erwiderte Brulé, „wir dürfen nicht gestört werden."

Und er stieß die Thür zu und legte einen großen Stein vor.

„Nun, wo soll ich zu graben anfangen?"

„Da unten, in der Ecke, hinter diesem Strauch."

„Hier?"

„Ja."

Brulé fing an zu graben.

Nicht lange, so traf die Spitze der Haue auf etwas Hartes.

„Hier liegt die Schatulle," sagte Bouquin.

Und wirklich! Brulé bückte sich, legte die Haue weg und grub mit den Händen weiter. Es gelang ihm endlich, einen kleinen eisernen Koffer, der sehr schwer war, aus der Grube zu heben.

Drei Stahlschlösser hielten den Schatz gefangen.

„Ah!" sagte Bouquin, „das wird eine harte Aufgabe sein, diese Schlösser zu öffnen."

„Laß das nur mich machen," versetzte Brulé.

Er hob die Haue auf und wollte eben einen gewaltigen Schlag gegen die Schatulle führen, da fiel ihm Bouquin in den Arm.

„Nur noch einen Augenblick!" rief er aus. „Ziehen wir nicht um die dreißigtausend Livres?"

„Jawohl," antwortete Brulé und führte den schon früher beabsichtigten Schlag.

Die Schatulle widerstand diesem Angriff.

„Wozu wollt Ihr denn diese Schatulle zerschlagen?“ sagte Bouquin. „Sie ist ja leichter wegzuschaffen, wenn sie ganz bleibt.“

„Du hast Recht,“ versetzte Brulé.

Nun nahm Bouquin einen Thaler mit dem Brustbilde Ludwig **XVI.** aus der Tasche.

„Kopf oder Wappen?“ fragte er.

„Wappen,“ sagte Brulé.

Bouquin warf das Geldstück in die Höhe.

„Kopf!“ rief er aus, als der Thaler wieder zu Boden gefallen war, „Papa, Ihr habt verloren.“

Und er warf sich auf die Schatulle.

Aber Brulé stellte sich vor die Thür.

„Du hast Dich geirrt, mein Sohn,“ sagte er.

„Ihr habt Wappen gesagt, und es war Kopf, Papa.“

„Ich sage Dir, Du irrst Dich . . .“

„Und ich sage, daß ich gewonnen habe.“

„Man hat niemals gewonnen, mein Junge, wenn man wie Du den Kopf nicht recht beisammen hat.“

„Bah!“ machte Bouquin.

„Wie, zum Teufel, kommt es denn, daß Du Deine Flinte vergessen hast?“

„Platz! Laßt mich fort,“ schrie Bouquin, die schwere Schatulle vor sich hertragend.

„Halt!“ rief Brulé, „noch einen Schritt weiter und ich schieße. — Du weißt, von hier aus hört man den Schuß nicht.“

Aber Bouquin kehrte sich nicht an die Drohung — er ging weiter.

„Nun, Du hast es Dir selbst zuzuschreiben, desto schlimmer!“ brummte Brulé und legte auf Bouquin an.

Der Schuß ging los; Bouquin blieb unversehrt.

„Ihr zielt schlecht, Papa, die Hand zittert Euch!“ höhnte der Bursche und ging weiter.

Die Augen von Blut unterlaufen, seiner Sinne nicht mehr mächtig, sah Brulé nur noch einen Feind vor sich und feuerte den zweiten Lauf ab.

Diesmal brach Bouquin in ein schallendes Gelächter aus.

„Ah!“ sagte er, „Ihr seid wirklich ein böser Mann, mein lieber Papa — wenn ich nicht die Vorsicht gebraucht hätte, die Kugeln aus Eurer Flinte zu ziehen, so hättet Ihr Euer eigenes Kind erschossen.“

Brulé stieß einen Schrei der Wuth aus.

Gleichzeitig und schnell wie der Blitz zog Bouquin unter seiner Blouse eine Pistole hervor und spannte den Hahn; jetzt war es der Sohn, der den Vater auf's Korn nahm.

„Sie ist scharf geladen,“ sagte er, „und ich werde Euch nicht fehlen, Papa Brulé.“

— — — — — — — — — —

Man wird sich wohl erinnern, daß Curtius, der Narrheit bezichtigt, an Händen und Füßen ge-

bunden, in den Keller geworfen wurde, welcher schon dem Kammerdiener Publicola zum Gefängniß diente.

Wuthentbrannt, hatte Curtius anfänglich gar nicht bemerkt, daß noch Jemand seine Gefangenschaft theilte.

Er fluchte und schimpfte wie ein betrunkener Bootsknecht.

„Ei!" schrie Publicola, der plötzlich zu schnarchen aufhörte, „werdet Ihr nicht aufhören, solch' höllischen Lärm zu schlagen!"

„Publicola!" rief Curtius aus.

„Jawohl, ich selbst."

„Auch eingesperrt, so wie ich . . ."

„Ja."

„Auch an Händen und Füßen gebunden."

„Nicht ganz — seht her."

Und Publicola nahm sich die Fesseln ab und stand aufrecht vor dem erstaunten Curtius.

„O! Du wirst mich auch losbinden," sagte er in kläglichem Tone.

„O nein!"

„Und weshalb nicht?"

„Weil Ihr Euch nicht wieder so, wie ich, die Fesseln anlegen könnt. Abends, wenn man uns das Essen gebracht haben wird, wenn wir keinen Besuch des Gefangenwärters mehr zu erwarten haben werden, will ich Euch losbinden."

„Du schläfst also nicht?"

„Nein."

„Du bist auch nicht betrunken?"

„Was diese Nacht sich zugetragen, war wohl danach angethan, Einen zu ernüchtern.“

„Ah!“ sagte Curtius, „ich kann mir wohl denken, daß sich schauerliche Dinge zugetragen haben mögen. Sie haben meinen armen Freund Solerol umgebracht.“

„Nein, ihn nicht!“

„Wen denn?“

„Scävola.“

„Was sagst Du, Scävola?“

„Brulé hat ihm das Messer bis an's Heft in die Brust gestoßen.“

„Dieser Elende hat uns also verrathen.“

„Er hat den General ausgeliefert.“

„An wen?“

„An die Royalisten. — Sie haben ihn heute Nacht weggeführt.“

„O! jetzt wird er wohl schon todt sein!“

„Wohl möglich, — ja sogar wahrscheinlich.“

„Und sie werden uns auch umbringen.“

„Wenn es uns nicht gelingt, zu entwischen.“

„Wie so?“

„Ich habe einen Plan — Ihr werdet schon sehen.“

Publicola näherte sich dem Kellerfenster, welches nach dem inneren Schloßhof ging.

„Wenn die Nacht hereingebrochen sein wird,“ sagte er, „werden wir zu entkommen trachten.“

„Aber wie?“

„Durch dieses Kellerfenster.“

„Es ist aber stark vergittert.“

„Wir werden die Gitter durchfeilen.“

„Womit!“

„Ihr habt doch eine Uhr?“

„Ja.“

„Nun, wir werden die Feder als Säge benutzen.“

Von nun an überließ sich Curtius den hochfliegendsten Gedanken an Freiheit und Rache.

„Ich werde nach Auxerre gehen,“ sagte er, „ich werde alle Patrioten um mich versammeln und dann gegen die Royalisten ziehen.“

Der Tag verstrich, man brachte den beiden Gefangenen nichts zu essen.

„Ich komme um vor Hunger,“ sagte Publicola und legte sich von Zeit zu Zeit unter den Hahn des Fasses.

Als die Nacht hereingebrochen war, befreite Publicola seinen Mitgefangenen von den Fesseln, und der ehemalige Kammerdiener und der außerordentliche Commissär der Republik machten sich daran, die Eisenstäbe am Kellerfenster mit der Uhrfeder durchzusägen.

Diese Operation ging ganz geräuschlos vor sich, dauerte aber sehr lange.

Publicola sah zufällig durch's Kellerfenster, wie Brulé und Bouquin eben über den Hof gingen.

„Ah!“ sagte er, „die Beiden gehen der Wilddieberei nach, und kommen gewiß vor Tagesanbruch nicht zurück.“

„Nun gut," erwiderte Curtius, „nur Muth und frisch d'rauf los gearbeitet."

Nach langen Mühen war das große Werk vollbracht.

„Ich werde zuerst mich hinauszwängen und Euch dann nachziehen."

Publicola war mager; er stellte sich auf Curtius' Schultern und schlüpfte durch das Kellerfenster.

Nun kam die Reihe an Curtius. Er rollte sich ein Faß unter das Kellerloch, richtete es auf, stieg darauf und versuchte es Publicola nachzumachen. Aber ach, das Fenster war sehr eng und Curtius sehr dick.

Publicola mochte ziehen, wie er wollte, es war nicht möglich, ihn durchzubringen.

„Ah! ich bin verloren," rief Curtius verzweifelt aus, „sie werden mich umbringen."

„Nein," versetzte Publicola, „Ihr seid noch zu retten, wenn Ihr mir Eure Schärpe und Eure Beglaubigungsdocumente gebt."

„Wozu?" fragte Curtius.

„Um mich in Auxerre als Euren Bevollmächtigten legitimiren zu können."

— — — — — — — — — —

Zehn Minuten später hatte Publicola ein Pferd aus dem Stalle gezogen, schwang sich darauf und galoppirte über Stock und Stein auf dem kürzesten Weg nach Auxerre.

LVIII.

Verlassen wir vorläufig die Hauptpersonen unserer Erzählung, kehren wir nach Paris zurück und treten wir wieder in jenes Cabinet ein, wo vor einigen Monaten der Directeur Barras die Schauspielerin Mademoiselle Lange empfangen hatte.

Ganz allein, den Kopf in die Hände gestützt, saß Barras vor seinem Schreibtisch, auf welchem mehrere Briefe lagen, unter diesen ein Brief des Citoyen Curtius, Chef einer Abtheilung im Kriegsministerium und zur Zeit außerordentlicher Commissär der Republik in den Departements der Yonne und der Nièvre.

Dieser Brief war von Clamecy datirt und fing so an:

„Citoyen Directeur!

„Während man in Paris glaubt, Frankreich sei ruhig, werden gewisse Provinzen von den Revolutionären, von den Aristokraten, welche von dem Sturze der Republik träumen, unterwühlt.

„Beinahe wäre es den Royalisten gelungen, hier die Oberhand zu gewinnen. Nachdem sie lange Zeit nur bei Nacht gesengt und geplündert haben, erheben sie jetzt ihr Haupt am hellen Tage.

„Sie haben den General Solerol, welchem das Commando des Departements der Yonne übergeben wurde, gefangen und mit sich genommen nach einem Wald, der ihnen als Zufluchtsstätte dient.

„Ich selbst war schon in ihre Hände gefallen, als Gefangener nach dem Schlosse Saulayes gebracht und zum Tode verurtheilt; nur meinem Muthe, meiner Geduld, meiner Unerschrockenheit und einer Compagnie Infanterie, welche von Auxerre herbeieilte, habe ich meine Rettung zu verdanken.

„In Abwesenheit des Generals Solerol mußte ich das Commando übernehmen.

„Eine Mühle, welche den Aufwieglern zum Rendezvous diente, habe ich zerstören und mehrere Orte militärisch besetzen lassen, unter anderen auch den Markt Chastel Censoir, dessen Maire mir verdächtig erschien.

„Mein Hauptquartier habe ich in Clamecy aufgeschlagen.

„Wir stehen zwei Lieues von den Insurgenten entfernt.

„Sie haben sich etwa zwei- bis dreihundert an der Zahl in einem Walde, umgeben von Felsen und von Schluchten durchschnitten, zusammen gefunden.

„Schon mehrere Male habe ich sie angegriffen, aber immer ohne Erfolg.

„Es ist dies ein wahrer Urwald, und unsere Feinde verursachen uns, hinter Felsen versteckt und von den Bäumen herunter, große Verluste.

„Es giebt ein einziges Mittel, die Royalisten aus ihrer Stellung zu vertreiben, und das wäre: den Wald anzuzünden.

„Da es sich aber hier um ein Eigenthum der Nation handelt, so wagte ich es nicht, auf meine Gefahr hin vorzugehen, und muß die Ermächtigung hierzu abwarten.

„Der anerkannte Chef der Insurgenten ist eine Frau, Mademoiselle Diane de Vernières, die Schwester eines bekannten Mordbrenners, des ci-devant Grafen Henri.

„Es befinden sich unter ihnen auch ein gewisser Cadenet und ein Monsieur Machefer."

Beim Lesen dieses Namens hatte Barras Mühe, einen Schrei zu unterdrücken; er zog heftig an der Klingel.

Ein Huissier erschien.

„Wo ist der Officier, der Euch diesen Brief eingehändigt?" fragte der Directeur.

„Im anstoßenden Saale."

„Laßt ihn hereinkommen."

In der nächsten Minute stand ein großer, hübscher Mann in der Uniform eines Lieutenants vor Barras.

Seine bestaubte Kleidung, sein blasses Gesicht, sein mattes Auge gaben Zeugniß, daß er einen langen forcirten Ritt gemacht.

„Sind Sie es," redete ihn der Directeur an, „der mir diesen Brief überbrachte?"

„Ja, Citoyen."

„Sie sind wohl müde?"

„Ich habe sechzig Lieues in einem Ritte zurückgelegt."

„Ich selbst war schon in ihre Hände gefallen, als Gefangener nach dem Schlosse Saulayes gebracht und zum Tode verurtheilt; nur meinem Muthe, meiner Geduld, meiner Unerschrockenheit und einer Compagnie Infanterie, welche von Auxerre herbeieilte, habe ich meine Rettung zu verdanken.

„In Abwesenheit des Generals Solerol mußte ich das Commando übernehmen.

„Eine Mühle, welche den Aufwieglern zum Rendezvous diente, habe ich zerstören und mehrere Orte militärisch besetzen lassen, unter anderen auch den Markt Chastel Censoir, dessen Maire mir verdächtig erschien.

„Mein Hauptquartier habe ich in Clamecy aufgeschlagen.

„Wir stehen zwei Lieues von den Insurgenten entfernt.

„Sie haben sich etwa zwei- bis dreihundert an der Zahl in einem Walde, umgeben von Felsen und von Schluchten durchschnitten, zusammen gefunden.

„Schon mehrere Male habe ich sie angegriffen, aber immer ohne Erfolg.

„Es ist dies ein wahrer Urwald, und unsere Feinde verursachen uns, hinter Felsen versteckt und von den Bäumen herunter, große Verluste.

„Es giebt ein einziges Mittel, die Royalisten aus ihrer Stellung zu vertreiben, und das wäre: n Wald anzuzünden.

„Da es sich aber hier um ein Eigenthum der Nation handelt, so wagte ich es nicht, auf meine Gefahr hin vorzugehen, und muß die Ermächtigung hierzu abwarten.

„Der anerkannte Chef der Insurgenten ist eine Frau, Mademoiselle Diane de Vernières, die Schwester eines bekannten Mordbrenners, des ci-devant Grafen Henri.

„Es befinden sich unter ihnen auch ein gewisser Cadenet und ein Monsieur Machefer."

Beim Lesen dieses Namens hatte Barras Mühe, einen Schrei zu unterdrücken; er zog heftig an der Klingel.

Ein Huissier erschien.

„Wo ist der Officier, der Euch diesen Brief eingehändigt?" fragte der Directeur.

„Im anstoßenden Saale."

„Laßt ihn hereinkommen."

In der nächsten Minute stand ein großer, hübscher Mann in der Uniform eines Lieutenants vor Barras.

Seine bestaubte Kleidung, sein blasses Gesicht, sein mattes Auge gaben Zeugniß, daß er einen langen forcirten Ritt gemacht.

„Sind Sie es," redete ihn der Directeur an, „der mir diesen Brief überbrachte?"

„Ja, Citoyen."

„Sie sind wohl müde?"

„Ich habe sechzig Lieues in einem Ritte zurückgelegt."

„Setzen Sie sich, denn ich habe lange mit Ihnen zu reden.“

Der junge Mann gehorchte.

„Sie kommen von Clamecy?“

„Ja, Citoyen.“

„Wie kommt es, daß sich dort das Commando der Truppen in den Händen eines Civilcommissärs befindet?“

Ein verächtliches Lächeln umspielte des jungen Mannes Lippen.

„Citoyen Directeur!“ sagte er, „würden Sie mir verzeihen, wenn ich mich mit aller Offenheit ausspräche?“

„Ich befehle Ihnen, dies zu thun,“ erwiderte Barras, „denn ich will die reine Wahrheit wissen.“

„Nun denn, Citoyen Directeur, so hören Sie: Der General Solerol ist verhaßt und verachtet in der ganzen französischen Armee. Seine schmachvollen Dienste, alle Grade, die er am Fuße des Schaffots sich erworben hat, machen ihn für uns Alle zum Gegenstande des Ekels und des Abscheues.“

„Das weiß ich.“

„Die zwei Regimenter, welche beim Ausbruche der Insurrection, die übrigens ganz leicht zu unterdrücken gewesen wäre, das Departement der Yonne besetzt hielten, erfuhren mit Staunen, daß das Directorium einen solchen Menschen an ihre Spitze gestellt habe.

„Während eines ganzen Monates hat dieser Mensch nichts, oder beinahe nichts gethan.

„Auf seinem Schlosse Saulayes vollbringt er die Zeit in Orgien mit einem gewissen Scävola."

„Einem Policisten?"

„Ganz richtig — und dem Citoyen Curtius."

„Wie, derselbe, der das Commando übernommen?"

„Er hat ein Patent als außerordentlicher Commissär, und hat sich darauf berufen."

„Jawohl!" seufzte Barras.

Er sann eine Weile nach, dann sagte er:

„Aber vor drei Monaten habe ich einen jungen Officier, in welchen ich das größte Vertrauen setzte, in das Departement der Yonne geschickt, um den Bränden, welche das unglückliche Land verwüsten, Einhalt zu thun . . ."

„Den Capitän Bernier?"

„Ja. Man hat mir einen Rapport eingeschickt, der nicht zu seinen Gunsten spricht. Es scheint, er steht mit mehreren Royalisten in Verbindung."

„Aber er hat niemals die Republik verrathen," entgegnete der Officier mit einiger Heftigkeit.

„Wo ist er? Was ist aus ihm geworden?"

„Er ist auf dem Schlosse Saulayes, um von seinen Wunden zu genesen."

„Hat er sich denn geschlagen?"

„Citoyen Directeur," fuhr der junge Officier fort, „Sie wünschen die volle Wahrheit zu wissen?"

„Ja."

„Nun, ich bin Soldat und habe noch niemals gelogen. — Ich habe keine materiellen Beweise für

das, was ich Ihnen erzählen werde, aber ich schwöre bei der Ehre der französischen Fahne, daß das, was ich sagen werde, die reine Wahrheit ist."

„Ich will Ihnen glauben, mein Herr!"

„Der Capitän Bernier ist das Opfer eines Verrathes geworden, eines schändlichen Verrathes, angezettelt durch den General Solerol."

„Was sagen Sie?"

„Die Mordbrenner waren keine anderen, als Leute, welche von ihm bezahlt wurden . . ."

„Von Solerol?"

„Ja, Citoyen, und der Capitän Bernier wußte es."

„Mein Herr," sagte er, „können Sie das, was Sie sagen, auch beweisen?"

„Nein."

„Und dennoch behaupten Sie, es wäre wahr?"

„Ich behaupte es."

„Aber das, was mir dieser Mensch schreibt..." und er zeigte auf Curtius' Brief.

„Dieser Brief enthält sehr viel Uebertreibung und sehr wenig Wahres."

„Ah."

„Die Kämpfe, von denen Curtius in diesem Briefe schreibt, waren nichts als unbedeutende Scharmützel."

„Aber den Royalisten steht doch eine ansehnliche Truppenmacht zur Verfügung?"

„Es sind ihrer hundertfünfzig bis zweihundert..."

„Und sie wollen den Kampf aufnehmen? . . ."

„Nein,“ entgegnete der Officier „sie wollen nur die Anschuldigung der Brandstiftung von sich abwehren, die ihnen der General Solerol schändlicherweise angedichtet. — Citoyen Directeur,“ fuhr der Officier fort, „es giebt nur einen Menschen, der den Aufstand im Departement der Yonne unterdrücken könnte.“

„Sie glauben? — und dieser Mensch?“

„Ist der Capitän Bernier.“

Barras griff nach einer Feder.

„Mein Herr,“ sagte er während des Schreibens, „Sie werden heute noch zurückreisen.“

Der Officier verneigte sich.

„Sie werden diesen Brief dem Capitän Bernier übergeben. Ich ernenne ihn zum Commandanten der zwei Departements und Sie zu seinem Adjutanten.“

Der Brief des Directeurs an den Capitän lautete:

„Mein lieber Capitän! Ich ertheile Ihnen unumschränkte Vollmacht. Brennen Sie die Wälder nieder, wenn es noth thut, aber bringen Sie das Land zurück zum Gehorsam.

„Verfahren Sie mit aller Strenge gegen die Mordbrenner, bei welcher Partei immer Sie sie auch finden mögen.

„Bei Empfang dieses Briefes werden Sie dem Citoyen Curtius bedeuten, daß er seiner Functionen enthoben sei, und Sie werden sich vorläufig seiner Person versichern.

„Gleichzeitig erstatten Sie mir einen ausführ-

lichen Rapport über alle jene geheimnißvollen Umtriebe, von denen dieses unglückliche Land heimgesucht ist. Barras."

Barras schloß den Brief und drückte das Siegel des Directoriums bei.

In demselben Augenblick trat ein Huissier ein und übergab dem Directeur eine Visitenkarte.

Barras schien sehr betroffen.

„Wo ist der Herr, der Euch diese Karte gegeben?" fragte Barras mit sichtlicher Erregtheit.

„Er wartet im Saale."

Barras nahm den Officier bei der Hand.

„Mein Herr," sagte er, „Sie sind sehr erschöpft. Folgen Sie dem Huissier, er wird Sie in mein Zimmer führen und Ihnen einige Nahrung verabreichen lassen. In einer Stunde sehe ich Sie wieder."

Der Officier verneigte sich. Auf ein Zeichen Barras' führte ihn der Huissier zu einer Thür hinaus, welche jener gerade gegenüber war, durch welche er hereingekommen.

Unmittelbar darauf öffnete sich diese Thüre und ein Herr trat ein.

„Guten Tag, Pathe!" sagte er.

„Machefer!" rief Barras im höchsten Grade bestürzt aus.

„Ja, ich selbst."

„Du wagst es, hierher zu kommen?"

„Beweis dafür, daß ich da bin."

„Du willst Dich also arretiren lassen?"

„Das ist mir ganz gleich."

„Aber, Unglückseliger,“ sagte Barras mit halber Stimme, „Du weißt nicht, daß ich erst vor einer Stunde einen Brief erhalten habe. . .“

„Vom Citoyen Curtius, nicht wahr?“

„Wo Dein Name unter den Rebellen figurirt. . .“

„Eh!“ rief Machefer aus, „das ist es ja eben, weshalb ich komme.“

„Schweig' doch oder rede leiser.“

„Ich bin Gesandter, mein lieber Graf.“

„Gesandter?“ wiederholte Barras mit Achselzucken.

„Der Royalisten, Herr Graf.“

„Es gibt keine Royalisten,“ entgegnete Barras, „es gibt nur Rebellen.“

„Auch gut. Ach, mein Gott, ich feilsche nicht mit den Worten. . . Also, ich bin Gesandter . . . der Rebellen.“

„Und Du hast die Verwegenheit, herzukommen?“

„Ich komme, um Dir Bedingungen vorzuschlagen. Wozu das Achselzucken, lieber Graf?“

„Leiser, leiser!“ lispelte Barras.

„Du fürchtest also, daß man uns hören könnte?“

„Ich will nicht, daß Dein Kopf unter der Guillotine falle . . .“

„Ah, einen solchen Verwandten lasse ich mir gefallen!“

„Hör' mich an,“ sagte Barras, „da Du nun schon einmal in Paris bist, so trachte wenigstens aus diesem Hause fortzukommen, ohne erkannt zu werden.“

„Und dann?"

„Dann geh' auf die Polizei, nimm einen Paß und reise fort."

„Und wohin soll ich reisen?"

„Wohin Du willst — nur bleibe nicht in Frankreich."

Anstatt dem Rathe des ersten Directeurs der Republik zu folgen, nahm Machefer einen Stuhl und setzte sich nieder.

„Mein lieber Graf," sagte er, „ich habe die Ehre gehabt, Dir zu sagen, daß ich gekommen bin, um mit Dir über ernste Dinge zu sprechen. Du kannst mir wohl zehn Minuten gönnen."

„Es sei," sagte Barras mit einem Seufzer, und er ging, um den Riegel an der Thür vorzuschieben.

„Auf Ehre!" rief Machefer lachend aus, „wenn Du wüßtest, weshalb ich komme, Du würdest nicht so ängstlich um mein Leben sein."

Barras sah ihn erstaunt an.

„Siehst Du, mein armer Graf," fuhr Machefer fort, „die Sache der Royalisten in Frankreich ist nun eine verlorene."

„Ah! siehst Du das ein?"

„Wir haben geglaubt, sie werde wieder aufleben; wir haben gehofft, die Departements des Ostens und des Centrums zu insurgiren, wie es Cadoudal in der Vendée gelungen. . . . Wir haben uns getäuscht! Ich weiß nicht, ob die Republik

fortbestehen wird, aber ein König wird ihr nicht nachfolgen."

„Nun weiter!"

„Du siehst in mir den Mandatar von hundertfünfzig Unglücklichen, welche ihr Leben in die Schanze geschlagen haben — welche sterben wollen, aber als Soldaten sterben wollen, nicht wie Diebe und Räuber!'

„Was willst Du damit sagen?" fragte Barras.

„Eine furchtbare Anschuldigung lastet auf uns."

„Das weiß ich. Man behauptet, Ihr seid Mordbrenner . . ."

„Diese Verleumdung, welche von Solerol ausgeht," fuhr Machefer fort, „hat aber solche Proportionen angenommen, daß alle Bauern der Umgebung uns für das Unglück verantwortlich machen, welches sie getroffen."

„Aber wer sind denn also diese Brandstifter?"

„Eine Bande, welche von Solerol bezahlt ist."

„Und was ist aus Solerol geworden?"

„Er ist unser Gefangener."

Barras schien zu überlegen.

„Ich werde ihn vor ein Kriegsgericht stellen," sagte er, „dann wird sich Alles aufklären."

Machefer schüttelte den Kopf.

„Das wird nicht geschehen können," entgegnete er.

„Weshalb nicht?"

„Weil wir selbst ihn verurtheilt haben — weil wir selbst ihn hinrichten wollen."

Barras stampfte mit dem Fuße.

„Und Du wagst es, mir das zu sagen?“ rief er aus.

„Ich wage Alles,“ antwortete Machefer. „Höre aber meine Vorschläge an.“

„Laß also hören,“ sagte der Directeur.

„Wenn wir uns ergeben, wirst Du uns vor ein Kriegsgericht stellen? Wir wollen erschossen, nicht guillotinirt werden.“

Barras legte die Stirn in Falten und sagte:

„Armer Machefer, Du vergißt wohl, daß die Chefs der Royalisten, welche man in Quiberon aufgegriffen hatte, guillotinirt wurden.“

„Also werden wir uns wehren . . .“

„Bis auf den letzten Mann!“

„Jawohl, — wir wollen nicht wie Mordbrenner behandelt werden.“

„Hör' mich jetzt an,“ sagte Barras. „Nicht der Directeur, sondern Barras, Dein Pathe, spricht zu Dir.“

„Ich höre.“

„Ich habe eben die schärfsten Befehle erlassen.“

„Das weiß ich.“

„Ich ernenne zum Commandanten der Truppen, welche Euch umzingeln, einen Menschen, der Euch keinen Pardon geben wird.“

„Bernier?“

„Ja, Bernier.“

„Du hast ganz recht,“ sagte Machefer, „dieser Mensch ist wie von Eisen, wenn es sich um die Erfüllung seiner Pflichten handelt.“

„Das Decret der Ernennung ist aber noch nicht abgegangen," sagte Barras, „es wird erst heute Abend abgehen. Steig' zu Pferde und reite zu den Deinigen — zerstreut Euch . . . verbergt Euch . . . und die am meisten Compromittirten mögen in der Flucht ihr Heil suchen."

„Nein," entgegnete Machefer, „wozu?"

„Narr!" rief Barras aus, „während Ihr Euch ohne Aussicht auf Erfolg tödten laßt, spielen Eure Prinzen ganz ruhig eine Partie Whist."

„Graf!" versetzte Machefer im ernsten Tone, „Du weißt wohl, daß es Punkte giebt, über welche wir uns niemals verständigen werden."

Barras zuckte die Achseln.

„Hast Du den Brief an Bernier schon geschlossen?"

„Ja."

„Kannst Du ihn wieder öffnen?"

Barras nahm den Brief und brach das Siegel auf.

„Hier hast Du ihn — lies," und er reichte ihm den Brief hin.

„Alle Wetter!" sagte Machefer, nachdem er den Brief durchflogen, „Du nimmst die Sache verdammt ernstlich — aber ein Postscriptum wirst Du mir wohl nicht verweigern."

„Welches?"

„„Laßt Alle niederschießen, deren Ihr mit der Waffe in der Hand habhaft werden könnt."" — „Auf diese Weise entgehen wir dem Schaffot."

„Aber,“ entgegnete Barras, „es befinden sich ja auch Frauen unter Euch?“

„Drei. Die eine ist unser Chef, und möchte auch erschossen werden.“

„Und die zweite?“

„Ach! was die zweite betrifft, so habe ich doch noch um etwas Anderes zu ersuchen.“

„Und das wäre?“

„Es ist dies die Frau dieses elenden Solerol.“

„Ich weiß die ganze Geschichte,“ versetzte Barras.

„Ich möchte Dich ersuchen, den Maire, Citoyen Jean Bernin, den Curtius seines Amtes entsetzt hat, wieder in sein Amt einzusetzen.“

„Wie hängt das mit Madame Solerol zusammen?“

„Wir entführen den Maire.“

„Nun.“

„Und bemächtigen uns der Register . . .“

„Zu welchem Zwecke?“

„Jean Bernin wird Madame Solerol mit ihrem Vetter verehelichen.“

„Aber Madame Solerol ist ja nicht Wittwe . . .“

„O! darüber sei ganz ruhig,“ sagte Machefer lächelnd, „sie wird es bald sein.“

„Und wer ist die dritte Frau, die mit Euch ist?“

„O! für diese,“ sagte Machefer, der plötzlich ernst geworden war, „für diese nehme ich Deine Gnade in Anspruch . . .“

Barras sah ihn erstaunt an.

„Du kennst sie so gut wie ich — es ist Mademoiselle Lange."

„Ah! Unglückliche!" rief Barras aus.

„Laß Gnade für sie ergehen."

„Sie liebt Dich also gar sehr," sagte Barras in sichtlicher Aufregung.

„Ja! Und auch ich liebe sie so sehr, daß sich auf Augenblicke das Gefühl der Pflicht in mir abstumpft und ich sogar zu leben wünsche."

Barras nahm Machefer bei der Hand.

„Geh," sagte er, „und rette Dich! — Der Directeur weiß von alledem nichts, was Du Barras gesagt."

Machefer wollte noch weiter reden, Barras erfaßte ihn aber an den Schultern und drängte ihn aus dem Zimmer hinaus.

— — — — — — — — — —

Der Officier, welcher Curtius' Brief an den Directeur gebracht hatte, war so ermüdet und ausgehungert, daß er sich in einen Fauteuil warf und den ihm vorgesetzten Speisen alle Ehre anthat.

Der reiche Eigenthümer des Schlosses von Grosbois hielt einen fürstlichen Keller.

Auf ausdrücklichen Befehl wurde dem jungen Officier von dem feurigsten Weine credenzt, der ihm auch so sehr nach dem Kopfe stieg, daß er in einen festen Schlaf verfiel.

Und als er mit dem Briefe des Directeurs, laut welches der Capitän Bernier mit unum=

schränkter Vollmacht betraut wurde, nach Paris zurückritt, hatte Machefer schon lange über die Yonne gesetzt.

LIX.

Wir wissen nun beiläufig aus Curtius' Brief, was sich im Schlosse von Saulayes zugetragen.

Publicola war nach Auxerre geritten, um Succurs zu holen. Eine Compagnie Infanterie eilte herbei und besetzte das Schloß, ohne auf Widerstand zu stoßen. Das erklärt sich ganz einfach durch die Abwesenheit Brulé's und Bouquin's.

Was ist aber aus ihnen geworden?

Das wußte Niemand auf Saulayes, welches sie am letzten Abend verlassen hatten.

Um dies zu wissen, müssen wir bis zu jenem Augenblick zurückkehren, wo Bouquin im Keller unter dem verfallenen Taubenschlag seinem Vater, nachdem dieser zwei blinde Schüsse auf den Sohn abgefeuert hatte, die geladene Pistole vorhielt.

„O Papa," sagte der Bursche, „Ihr habt Euren Sohn erschießen wollen? Nun gut, jetzt wird er Euch erschießen."

Brulé sah sich verloren, — er fiel auf die Kniee nieder und rief aus:

„Unglückseliger! Du wagst es also wirklich, auf Deinen Vater zu schießen?“

„Habt Ihr nicht mich erschießen wollen? — Aber ich bin besser als Ihr . . . Ich will Euch Zeit gönnen, Euer Gebet zu verrichten. Nun, Papa! wenn Ihr an einen Gott glaubt, so benutzt diese Zeit.“

„Ah! Elender! ah! Mörder!“ brüllte Brulé und wollte sich auf Bouquin stürzen.

Dieser aber streckte ihm die Pistole entgegen.

„Einen Schritt weiter, und Ihr seid eine Leiche,“ sagte er.

„Ich bin verloren . . .“ murmelte Brulé wuthentbrannt. . . . „Oh! der Vater eines solchen Ungeheuers zu sein!“ —

„Wir sind einander werth, Papa!“ spöttelte Bouquin. „Aber verrichtet Eure Andacht — die Zeit verrinnt.“

„Oh! Du wirst mich also ermorden! — aber ich werde sterben, ohne zu reden; Du sollst nichts wissen — Du sollst nicht erfahren, wo ich mein Geld habe.“

„Oh! das weiß ich ohnedies . . . im „Fuchsloch.“ —

Brulé schüttelte den Kopf.

„Alles liegt nicht dort,“ sagte er.

„Bah, bah!“ versetzte Bouquin, „gesteht nur, daß Ihr Zeit gewinnen wollt, bevor Ihr in die andere Welt hinüberkommt. Nun gut! so plaudern

wir also ein wenig — ich bin ein guter Sohn — ich bin nicht so eilig . . . Aber," fuhr er fort, „setzt Euch doch auf jenen Stein. Ich rathe Euch das zu Eurem Besten. Mein Gott, ein Unglück ist bald geschehen."

Brulé ergab sich geduldig in sein Schicksal. Er setzte sich in einiger Entfernung von seinem Sohn auf den angedeuteten Stein.

„Armer Papa!" sagte Bouquin in spöttischem Tone, „mußte Euch denn die Liebe zum Gelde so ganz den Kopf verlieren machen! — Hättet Ihr mich todt gesehen, dann würdet Ihr Euch ganz gewiß einen ewigen Vorwurf gemacht haben . . ."

„Möglich," sagte Brulé.

„Wir lebten doch früher so friedlich neben einander — paßten so gut zusammen wie Kopf und Hut — und jetzt soll ich ganz allein zurückbleiben!"

Brulé konnte sich bei diesen Worten eines Schauders nicht erwehren.

„Denn," fuhr Bouquin fort, „Ihr müßt doch selbst einsehen, daß ich mich von Euch losmachen muß, denn sonst macht Ihr Euch von mir los . . ."

„O nein," fiel ihm Brulé in die Rede, „wenn Du Frieden mit mir schließen willst . . ."

„Frieden! . . . laßt mich doch in Ruh'."

„Sieh', theilen wir Alles ehrlich: Geld, Wäsche, Alles."

„Ich traue Euch nicht mehr, lieber Papa. — Wenn ich Euch von hier fortlasse, ladet Ihr wieder

Eure Flinte und schießt mich gelegentlich nieder wie einen tollen Hund."

„Nein, das schwöre ich Dir zu."

„O, Euer Wort ist mir gar nichts — ich muß eine Garantie dafür haben."

„So sprich, ich will sie Dir ja geben."

„Vor Allem," sagte Bouquin, „werdet Ihr die Schatulle in dieses Loch legen."

„Weshalb? — Es wäre ja besser, wir trügen sie davon."

„Nein, nein, hierüber habe ich meine eigene Idee."

„Aber . . ."

„Papa!" unterbrach ihn Bouquin, „ich habe nicht Zeit, mit Euch mich herumzustreiten. Ich will Gnade für Recht über Euch ergehen lassen, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir gehorcht."

Brulé sah wohl ein, daß jeder Einwand unnütz wäre, und — unter dem Einflusse der immer auf ihn gerichteten Pistole — stellte er die Schatulle in die Oeffnung und deckte sie mit Erde zu.

Nun zog Bouquin einen Strick aus der Tasche.

„Was willst Du denn mit diesem Stricke anfangen?" fragte der Vater.

„Ich treffe meine Vorsichtsmaßregeln, Papa!"

Und ohne die Pistole loszulassen, machte Bouquin eine Schlinge, behielt das eine Ende des Strickes in der Hand, das andere Ende mit der Schlinge warf er dem Vater zu.

„Steckt die Hand in diese Schlinge, Papa!"

Brulé hatte keine Wahl, er gehorchte.

Bouquin zog die Schlinge zu und Brulé war außer Stande, von den Händen Gebrauch zu machen.

„Mein lieber Papa," fuhr der Bursche fort, „man muß den Schein wahren. Steckt die Hände unter Eure Blouse — man wird dann glauben, es friert Euch."

„Aber wohin willst Du mich führen?"

„Das ist mein Geheimniß."

Bouquin nahm die Flinte seines Vaters und warf sie auf die Schulter — behielt aber doch die Pistole in der Hand.

Dann öffnete er die Thür des Kellers und sagte:

„Nun kommt, Papa!"

Bouquin stieg langsam die halb verfallene, von Schlingpflanzen überwucherte Treppe hinauf.

Oben angelangt, blieb er stehen.

„Nur einen Augenblick Geduld," sagte er „mit einer abgefeuerten Flinte gehen, bringt Unglück."

Er lud also die Flinte und erst dann steckte er die Pistole in den Gürtel.

„Wohin geht denn aber die Reise?" fragte Brulé.

„Vorerst gehen wir nach der Mühle des Jacques le Borgne."

„Und dann?"

„Dann werden wir schon sehen."

„Weshalb kehren wir denn nicht nach dem Schlosse von Saulayes zurück?“

„O!“ rief Bouquin aus, „in Saulayes würde man Euch befreien, aber Jacques . . .“

„Du mißtraust mir also noch immer?“

„Immer, Papa!“

„Und doch habe ich Dir gesagt, daß wir Frieden geschlossen haben.“

„Möglich, aber die Schlinge, die um Eure Hände gelegt ist, gilt mir mehr als alle Eure Reden. Aber seht, damit Euch die Zeit nicht gar zu lang wird, will ich Euch eine Geschichte erzählen.“

„Ah!“ machte Brulé, der sich alle Mühe gab, seinen Aerger zu unterdrücken.

„Aber Papa! gehen wir etwas schneller, wir haben noch ein hübsches Stück Weges vor uns. Nun! wollt Ihr meine Geschichte hören?“

„Das ist mir ganz gleichgiltig,“ brummte Brulé.

„Ihr sollt sie doch wissen. Mein Großvater war ein sehr braver Mann, er hatte sich aber mit den Tax- und Steuerbeamten überworfen.“

„Was soll all' das Geschwätz?“ fragte der Pächter mit Achselzucken.

„Meine Geschichte . . . die Geschichte meines Großvaters respective Eures Vaters.“

„Ah!“ rief Brulé aus, „Du kennst sie also . . .“

„Ja wohl . . Er hatte sich also gegen den Taxbeamten vergangen, und dieser machte gegen ihn eine Klage anhängig.

„Ein Brigadier und drei Mann der Marechaussée

wurden abgeschickt, um meinen Großvater zu arretiren."

„Nun, was weiter?"

„Wie gesagt, mein Großvater war ein sehr braver Mann und mit der ganzen Welt auf dem freundschaftlichsten Fuße — gerade so wie Ihr, Papa."

Und Bouquin lachte und fuhr höhnisch fort:

„Der Brigadier hatte im Vorübergehen am Pachthofe manche Flasche Wein mit dem guten Großvater geleert — auch war dieser, so oft die Marechaussée die Runde machte, zuvorkommend höflich, und es kam ihm gar nicht darauf an, ihr zu Ehren ein Fäßchen von seinem besten Wein anzuzapfen.

„Dafür waren diese Herren auch sehr erkenntlich, und dem an ihn abgeschickten Brigadier blutete das Herz, als er meinen Großvater verhaften sollte. Und das um so mehr, da es gerade Sonntag war und er ihn in einem Wirthshause von Fouronne arretiren mußte."

„Was hat aber das Alles mit mir zu schaffen?" fragte Brulé voll Ungeduld, und versuchte es unter der Blouse, sich die Hände frei zu machen, was ihm aber nicht gelang.

„Nur Geduld, das sollt Ihr gleich erfahren. . . Mein Großvater war in jenem Wirthshause und spielte Karten — er spielte Piquet. Kennt Ihr dieses Spiel?"

„Ja," antwortete Brulé, „aber die Geschichte fängt schon an mich zu langweilen."

„Sie wird Euch gleich unterhalten."

„Und dann ist sie auch nicht wahr."

„Ah! da irrt Ihr Euch."

„Der verstorbene Vater hat mir niemals etwas Aehnliches erzählt."

„Euch nicht, das ist wohl möglich . . . aber mir . . . Ich war ja sehr gut mit dem Groß-vater . . . er ließ mich immer auf seinen Knieen reiten, er sagte immer, ich sei sein kleiner Benjamin."

„Also, um in meiner Geschichte fortzufahren — der Großvater spielte eben Piquet, als der Brigadier und die Soldaten in die Wirthsstube eintraten."

„Ei, ei," rief der Großvater aus. „Siehe da, der Brigadier. Guten Tag! Wollt Ihr ein Glas Wein mit mir trinken?"

„Danke schön," versetzte der Brigadier, „ich habe Halsschmerzen und der Chirurg von Chastel-Censoir, der mich behandelt, hat mir den Wein verboten. Aber," fuhr er fort, „eine Partie Piquet möchte ich mit Euch spielen — habt Ihr Lust dazu?"

„Um was wollen wir spielen?"

„Um eine Flasche Wein, wenn ich verliere."

„Und wenn Ihr gewinnt?"

„Wenn ich gewinne, so habe ich auch meine Wette gewonnen."

„Welche Wette?"

„Ah," sagte der Brigadier, „das ist eine komische Geschichte . . . . Ich habe mit ein paar meiner

Freunde gewettet, daß ich Euch nach Mailly=la=Ville bringen werde."

„Was soll ich dort thun?"

„Das werdet Ihr schon sehen. Also Karten her! Wer zuerst hundert im Piquet hat, gewinnt."

„Einverstanden," sagte mein Großvater, und das Spiel begann.

„Der Brigadier gewann."

„Er führte also den Vater nach Mailly=la=Ville?"

„Natürlich. Nun sagte er unterwegs zu ihm:

„Ihr seht, lieber Jean, daß wir die Sache sehr delicat angestellt haben. Niemand hat eine Ahnung."

„Wovon?" fragte der Großvater.

„Wir führen Euch nicht nach Mailly=la=Ville, sondern nach Auxerre, wo Ihr den Steuerbeamten Rede und Antwort stehen sollt."

Sie bogen in einen Hohlweg ein und der Brigadier legte dem Großvater die Handschellen an.

„Wie Du mir, ungerathener Sohn!" brummte der Pächter.

„Gerade so! — Ist das nicht sehr komisch?"

„Sehr!" erwiderte Brulé mit verhaltener Wuth.

„Nun — da stelle ich eben eine Betrachtung an. . ."

„Du wirst mir hoffentlich die Hände frei machen", fiel ihm der Pächter in die Rede.

„Im Gegentheil, — dreht Euch doch um."

„Ah! Ungeheuer!"

Bouquin nahm nun die Pistole aus dem Gürtel, und Brulé ließ Alles mit sich machen.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit band der Bursche seinem Vater die Hände auf den Rücken, und somit hatte er von dieser Seite nichts mehr zu fürchten.

Bald darauf langten sie an der Mühle an.

„Jacques!" rief Bouquin.

Jacques le Borgne, der, wie man zu sagen pflegt, nur immer mit einem Auge schlief, kam alsogleich herunter und öffnete die Thür.

„Du mußt mir hilfreiche Hand leisten," sagte Bouquin.

„Wozu?"

„Um meinen Papa in Respect zu erhalten."

Jetzt erst bemerkte der Müller, daß dem Vater Brulé die Hände auf den Rücken gebunden waren.

„Ei," sagte er, „was ist denn da geschehen?"

„Der Papa hat einmal wieder dumme Streiche gemacht."

„Wie so?"

„Die alte Liebe zur Republik ist wieder in ihm erwacht."

„Das heißt, er hat uns verrathen wollen?"

„Ganz richtig."

„Du lügst!" schrie Brulé.

„Bah!" machte Bouquin, „Ihr wißt wohl, daß dem nicht so ist; Beweis dafür, daß Ihr den Citoyen Curtius befreien wolltet."

„Du lügst, Du lügst!" brüllte Brulé.

„Spaßvogel!" entgegnete Bouquin lächelnd.

Jacques le Borgne glaubte Bouquin auf's Wort und sagte:

„Schon gut; wenn dem so ist, werden wir Deinen Vater schon warm setzen."

Brulé war sehr sanguinisch und von einer unerhörten Heftigkeit. Seine Wuth steigerte sich zu einer Höhe, daß er keines Wortes mächtig war.

Der Müller stieß ihn etwas unzart in die Mühle hinein, stellte ihm ein Bein, und der Pächter fiel auf einen in einer Ecke liegenden Mehlsack hin.

„Ich übergebe ihn Deiner Obhut," sagte Bouquin. „Ich habe jetzt Anderes zu thun."

„Sei ganz unbesorgt," versetzte der Müller, „ich werde schon ein wachsames Auge auf ihn haben."

Bouquin ging fort.

Wohlbewaffnet, wie er war, hatte er von etwaigen unliebsamen Begegnungen nichts zu fürchten.

Mit Tagesanbruch hatte er Saulayes erreicht.

Aber anstatt auf das Schloß zu gehen, stahl er sich durch eine Bresche, welche die Wilddiebe gemacht, in den Park und richtete seine Schritte in aller Eile nach dem verfallenen Taubenschlag.

„O! man kann nicht wissen, was geschieht," sagte er vor sich hin, „Papa Brulé könnte denn doch aus der Mühle entkommen, und da darf er die Goldfüchse nicht mehr in ihrem Bau finden."

Nach diesem Monolog ging er in den Keller und grub die Schatulle aus.

So schwer sie auch war, hinderte ihn das Gewicht nicht, eiligst den Keller zu verlassen. Er ließ

das Schloß links liegen, und wendete seine Schritte nach dem „Fuchsloche,“ wo die Mordbrenner ihre Schätze verborgen hielten.

Nach einer Stunde Wegs erreichte er das Gestrüpp, welches diese geheime Höhle umgab.

Bevor er sich aber hinabließ, verbarg er die Schatulle in ein dichtes Gebüsch.

„Ich werde jetzt den Schatz des lieben Papa und die achttausend Livres von der kleinen Dame heben,“ dachte er, „die Summe von dreißigtausend Livres, welche sich in der Schatulle befinden, giebt mit jenen ein ganz hübsches Sümmchen.“

„Nun . . .“

Bei diesen Worten hielt er an und dachte nach.

„Auf die Freundschaft des Vater Brulé ist nicht zu rechnen,“ sagte er vor sich hin, „zwischen ihm und mir besteht ein Haß auf Tod und Leben . . . wenn ich all' diese Leute ließe, wo sie sind, und nach Paris ginge . . .“

Der Name „Paris“ äußerte auf ihn eine verblendende Wirkung.

Während seines Aufenthalts in Saulayes hatte er viel von dieser Weltstadt reden hören.

In ihren, im Zustande halber Trunkenheit geführten Reden hatten Curtius, Scävola und Solerol gewöhnlich ihr ausschweifendes Leben, ihre lasciven Vergnügungen, denen sie sich in Paris hingaben, zum Gegenstand ihrer Unterhaltung gewählt.

Und Bouquin, der von jeher viel Hang zu Allem,

was Laster war, in sich verspürt hatte, dachte sich dann immer:

„Ach! wenn ich Geld hätte! — wie würde ich doch gleich nach Paris gehen!“

Diese Idee tauchte nun wiederum in ihm auf, und er sann auf ein Mittel, sie in Ausführung zu bringen.

Geld hatte er wohl, aber wie es fortbringen?

Gewiß würde er unterwegs Gensdarmen begegnen, und diese würden ihm das Geld abnehmen.

Andererseits war wieder Gefahr im Verzug: Brulé konnte jeden Augenblick aus der Mühle entkommen, und wenn dann sein Besuch dem verfallenen Taubenschlage galt, so galt der zweite dann sicherlich dem „Fuchsloche.“

Bouquin war aber niemals um einen Ausweg verlegen — anstatt in die Höhle hinabzusteigen, ließ er die Schatulle im Gebüsche liegen und schlug einen Weg waldeinwärts ein.

Das „Fuchsloch“ war von la Ravaudière nur eine Viertelstunde Weges entfernt.

Bouquin lief nach dem Pachthofe, welcher seit dem Brande nur von der Mutter Brulé und ihrem Sohne Sulpice bewohnt war.

Der Bursche klopfte an.

„Wer ist da?“ fragte Sulpice.

„Ich bin's,“ antwortete Bouquin.

„Was willst Du?“ fragte Sulpice in wohlbegründetem Mißtrauen.

„Ich komme von Monsieur Henri.“

Sulpice öffnete, Bouquin trat ein.

„Schnell," sagte er, „ich habe Eile."

„Du kommst von Monsieur Henri?" fragte Sulpice.

„Ja."

„Du lügst nicht?"

„Wie so?" versetzte Bouquin, „Du weißt also nichts?"

„Auf Ehre, nein."

„Nun gut, Papa und ich, wir sind nicht mehr in Saulayes."

„Ah!"

„Wir sind zu der guten Sache zurückgekehrt. Wir dienen von nun an den Royalisten."

„Ist das wirklich wahr?" rief Sulpice aus.

„Ich schwöre es Dir zu."

„Nun, was willst Du?"

„Ein Pferd und einen Sattel, wie man ihn bei der Weinlese braucht."

„Wohin willst Du denn gehen?"

„Ich soll den Royalisten verschiedene Gegenstände bringen."

„Aber wo hast Du denn diese Sachen?"

„In Saulayes."

„Der General ist also nicht mehr dort?"

„Nein."

„Was ist denn aus ihm geworden?"

„Die Royalisten haben ihn weggeführt."

Bouquin sprach mit solcher Bestimmtheit, daß Sulpice seinen Worten Glauben schenkte.

Es war nur ein Pferd im Pachthofe, die weiße Stute, die wir schon kennen.

Sulpice zündete eine Laterne an und ging mit Bouquin nach dem Stalle.

Der Sattel, welchen man in Burgund „bât à vendange" nennt, ist sehr groß, und zu beiden Seiten hängen große Körbe herunter, in welchen die Weintrauben vom Weingarten nach der Weinpresse gebracht werden; im Winter bedient man sich dieser Körbe, um das dürre Holz einzusammeln.

Sulpice sattelte Blanche, so hieß die Stute.

„Wann wirst Du sie mir denn zurückbringen?" fragte Sulpice.

„Morgen Abend."

Sulpice war naiv genug, seinem Bruder die Stute anzuvertrauen.

Dieser schwang sich in den Sattel und fort ging es in Galopp, bis das „Fuchsloch" erreicht war.

Die Schatulle war noch immer im Gebüsche verborgen.

Bouquin stieg in die Höhle hinab.

Aber hier erwartete ihn eine Enttäuschung.

Ein Loch gähnte ihn an — dasselbe Loch, wo er seine achttausend Livres versteckt hatte.

Vater Brulé hatte sein Geld fortgenommen und das Geld seines Sohnes auch mitgehen lassen.

„Ah! Canaille!" rief Bouquin aus, „hätte ich das gewußt . . . Du wärest mir nicht lebend davon gekommen . . ."

Aber die Idee, nach Paris zu gehen, gab er doch nicht auf.

„Uebrigens," sagte er zu sich, „kann man sich mit dreißigtausend Livres auch eine hübsche Zeit in Paris unterhalten."

Er stieg aus dem „Fuchsloche", nahm die Schatulle, wickelte sie in seine Blouse ein und steckte sie in einen der Körbe. Um wenigstens halbwegs ein Gleichgewicht herzustellen, beschwerte er den anderen Korb mit Steinen.

Dann sprang er in den Sattel und ritt die Straße nach Auxerre entlang.

„In fünf Tagen," dachte er, „bin ich in Paris . . . Streng genommen, bin ich ja doch nicht Royalist . . . und sie brauchen mich auch nicht. Papa bleibt ihnen ja. Er muß jetzt sehen, wie er sich Geld machen kann, der arme Mann!..."

LX.

Bouquin hatte sich geirrt. Brulé konnte den Händen des Müllers Jacques le Borgne nicht so leicht entwischen.

Dieser war ein gar starrköpfiger Kerl, der, wenn er einmal einen Auftrag erhalten und angenommen, ihn auch auf's pünktlichste ausführte.

Er setzte mehr Vertrauen in Bouquin als in Brulé.

Bouquin hatte ihm versichert, sein Vater sei ein Verräther.

Das war genug, daß sich Jacques le Borgne dem letzteren gegenüber als unerbittlicher Gefangenwärter bewies.

Der Rest der Nacht und der Morgen war verstrichen, ohne daß sich etwas Erwähnenswerthes zugetragen hätte. Vergebens versuchte es Brulé, sich rein zu waschen, umsonst war es, daß er seinen Sohn des Verraths anklagte, daß er den Müller eines Besseren belehren wollte.

Anstatt sich mit Brulé in weitläufige Erörterungen einzulassen, sagte Jacques nur immer:

„Willst Du mich in Ruhe lassen! Wenn Du nicht aufhörst, mich zu langweilen, so brenne ich Dir das Gehirn aus Deinem dicken Schädel."

Brulé kannte den Müller von lange her und wußte nur zu gut, daß er ganz der Mann war, der nöthigenfalls seine Drohung würde in Erfüllung gehen lassen.

Er verhielt sich nun ganz ruhig und stellte seine Befreiung den kommenden Ereignissen und dem Zufall anheim.

Gegen Mittag machte ihm Jacques le Borgne die Hände frei und gab ihm zu essen.

Nach beendetem Mittagsbrot legte er ihm wieder die Fesseln an.

„Ich versichere Dir, Jacques," sagte Brulé, „ich

bin das Opfer meines Sohnes. — Er ist der Verräther!"

Während er noch sprach, hörte man aus der Ferne das Rasseln von Trommeln.

In Folge dieses Lärms verließ Jacques augenblicklich seinen Gefangenen.

„Die Soldaten!" sagte er, „die Soldaten!"

Er stürzte in die Mühle und rief den beiden Mühlknechten zu:

„Kinder, setzt das Rad in Bewegung — wir müssen einer Hausdurchsuchung möglichst vorbeugen."

Die Mühle ward in Gang gebracht.

Die Soldaten kamen von der Anhöhe herab.

Jacques stieg nach dem obersten Theile des Gebäudes und zählte sie.

Es mochten ihrer beiläufig sechzig gewesen sein.

Ein Mann marschirte an der Spitze der Truppe. Jacques stieß einen Schrei aus, er erkannte in ihm den Citoyen Curtius.

„Ich bin verloren!" murmelte der Müller.

Aber als Mann der Entschlossenheit und der That erfaßte er seine Flinte, rief die Müllerburschen zusammen und sagte:

„Kinder! wenn Ihr Euch retten wollt, so werft Euch in die Schleuse und schwimmt über die Yonne — wollt Ihr aber mit mir bleiben, wollt Ihr für die gute Sache Euer Leben einsetzen, so nehmt die Flinten zur Hand."

„Wir bleiben," riefen die Knechte, zwei tüchtige Männer.

Und jeder nahm seine Flinte von der Wand herab.

Brulé erhob sich von seinen Mehlsäcken und sagte zu Jacques le Borgne:

„Wenn Du den Beweis haben willst, daß ich kein Verräther bin, so gieb mir auch eine Flinte und ich werde Dich vertheidigen.“

Aber, wie gesagt, Jacques war starrköpfig bis zum Uebermaß.

„Nein,“ versetzte er, „und bevor sie bis hierher dringen, werde ich Dir schon das Lebenslicht ausgeblasen haben.“

Brulé ließ sich wieder auf seine Säcke nieder und schwieg.

„Desto schlimmer für Dich,“ dachte er.

Die Soldaten standen nun vor dem Thore der Mühle, hinter welchem sich Jacques verbarrikadirt hatte.

Der Officier klopfte an.

„Was giebts?“ fragte der Müller.

„Im Namen des Gesetzes, öffnet!“

„Entschuldigt,“ antwortete Jacques, „ich habe den Schlüssel verloren.“

Und hinter dem Laden eines Fensters hervor suchte er Curtius, um ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Aber Curtius war nur ein Held v o r der Schlacht. In der Stunde der Gefahr verstand er es recht wohl, sich in Sicherheit zu bringen. Er stand hinter der letzten Reihe der Soldaten.

„Oeffnet!" rief der Officier zum wiederholten Male.

„Hier habt Ihr den Schlüssel," versetzte Jacques le Borgne, und da er Curtius nicht mehr sah, schlug er auf den Officier an und feuerte los.

Der Officier fiel.

Das war das Signal; die Soldaten erwiderten den Schuß, der Fensterladen war von Kugeln durchbohrt — Jacques blieb aber unversehrt.

Nun feuerten auch die Mühlburschen ihre Flinten ab und drei Soldaten fielen.

Jetzt fing der eigentliche Kampf an.

Durch die Mauern gedeckt und hinter den Fenstern hervor, welche in eben so viele Schießscharten umgewandelt wurden, unterhielten die Angegriffenen ein sicheres, wohlunterhaltenes Feuer; die Angreifer antworteten mit einem Kugelregen.

In einer Viertelstunde hatten sie zwanzig Mann verloren.

Ein paar Minuten später, traf eine Kugel, welche durch das Hausthor drang, einen Knecht und streckte ihn todt zu Boden.

Endlich erblickte Jacques den außerordentlichen Commissär und nahm ihn auf's Korn.

Curtius errieth aber instinctmäßig, daß ihm die höchste Gefahr drohe, und bückte sich. Die Kugel ging durch seinen Hut, er selbst war gerettet.

Nun wurden die Soldaten wüthend, stürzten auf das Thor los und sprengten es.

Jacques le Borgne empfing sie mit hochgeschwungenem Beile — aber der Kampf währte nicht lange. Der tapfere Mann fiel von zehn Bajonnetstichen durchbohrt, und hatte nicht mehr Zeit, die an Brulé gerichtete Drohung in's Werk zu setzen.

Die übrigen Knechte und Bursche waren auch bald unschädlich gemacht, und so blieb nun die Mühle ohne Vertheidiger.

Diesen Augenblick wartete Curtius ab, um triumphirend seinen Einzug in die Mühle zu halten.

Hinter den Mehlsäcken war Brulé vor jeder Kugel geschützt.

„Es lebe die Republik!" schrie Curtius.

„Es lebe die Republik!" wiederholte Brulé.

Curtius erkannte diese Stimme.

„Ah! Du bist hier, Du Schuft?" rief er aus.

„Es lebe die Republik!" schrie Brulé noch einmal.

Nun erst bemerkte Curtius, daß der Pächter mit Stricken gebunden war.

„Citoyen Commissär!" sagte Brulé, „mich erschießen zu lassen, dazu habt Ihr noch immer Zeit; da ich aber nicht den Royalisten zum Opfer fallen will, die mich in den Zustand versetzt haben, in welchem Ihr mich jetzt gefunden habt, und dann wieder den Soldaten der Republik, welche meinen Patriotismus verdächtigen, so verlange ich, daß ich mich vertheidigen darf!"

Diese Logik fand bei Curtius Eingang, und er

hielt den Arm des Soldaten auf, der eben einen Stoß gegen Brulé führen wollte.

„Du bist also kein Verräther?“ sagte Curtius.

„Ich glaube wohl,“ entgegnete Brulé, „daß, wenn ich Royalist wäre, Ihr mich nicht an Händen und Füßen gebunden, sondern die Waffen in der Hand gefunden hättet.“

„Ganz richtig,“ meinte der Unterofficier, der nach dem Tode des Officiers das Commando über die kleine Truppe übernommen hatte.

„Aber, Du hast mich doch verrathen?“ wendete Curtius dagegen ein.

„Nein.“

„Du hast aber doch auch beigestimmt, ich sei verrückt!“

„Ja.“

„Du warst es ja auch, der mich in den Keller eingesperrt hat.“

„Allerdings!“

„Und dennoch behauptest Du, Du seiest kein Verräther?“

„Ich schwöre es Euch zu!“

„Nun denn, so rechtfertige Dich, wenn Du kannst.“

„Das wird nicht schwer sein. — Mit wem kamt Ihr nach Saulayes?“

„Mit der Bürgergarte von Chastel Censoir und mit der Gendarmerie.“

„Gut! aber hat es Euch nicht viel Mühe gekostet, all diese Leute in Bewegung zu setzen?"

„Ach, ja wohl," erwiederte Curtius, der sich jetzt genau aller der Schwierigkeiten erinnerte, die ihm von Seiten des Citoyen Jean Bernin entgegengestellt wurden.

„Aber bevor ich mich weiter auslasse," fuhr Brulé fort, „laßt doch diese Leute abtreten."

Auf ein Zeichen von Curtius entfernten sich die Soldaten und trugen die Leiche Jacques' und jene der zwei Müllerburschen fort.

Nun blinzelte Brulé mit den Augen.

„Ihr seid ganz hübsch zum Besten gehalten worden, Papa Curtius," sagte der Pächter.

„Von wem?"

„Von Jean Bernin, der ein Royalist ist, und der Euch die ganze Nacht am Narrenseil herumgeführt hat, um den Anderen Gelegenheit zu geben, den General mit fortzunehmen."

„Ah!" rief Curtius aus.

„Was ich Euch sage, ist die reine Wahrheit."

„Den laß ich noch diesen Abend erschießen."

„Das ist Eure Sache, aber Ihr werdet begreifen, daß ich mit den Wölfen heulen mußte."

„Weshalb?"

„Um Euch zu retten!"

„Aber," bemerkte Curtius, „sag' mir doch, weshalb Du mich verrathen hast?"

„Ich hab' Euch nicht verrathen — ich hab' Euch gerettet."

„Und warum hast Du mir die Hände auf den Rücken gebunden?"

„Ah, das ist eine ganz andere Geschichte, sie haben belauscht, wie ich eben gestern Abends dem Bouquin in's Ohr flüsterte, er möge bei Nacht die Kellerthür öffnen, damit Ihr entkommen könnt. Was mit meinem Sohn geschehen ist, weiß ich nicht — ich bin, wie Ihr seht, hier."

Brulé brauchte nicht zu fürchten, Lügen gestraft zu werden.

Bouquin war auf der Flucht begriffen, und Jacques le Borgne war todt.

Uebrigens sprach er auch mit einer solchen Ueberzeugung, mit solcher Freimüthigkeit, daß Curtius seinen Worten wirklich vollen Glauben schenkte.

Der außerordentliche Commissär der Republik ließ sich herab, dem Pächter die Hand zu reichen; er hatte ganz vergessen, daß dieser die Hände nicht frei hatte.

„Bindet mir doch zuvor die Hände los," sagte Brulé.

Curtius nahm ein Messer aus der Tasche und schnitt den Strick durch.

Nun erhob sich der Pächter; jetzt erst konnte er frei athmen, jetzt erst fühlte er sich behaglich.

„Ich glaube," sagte Brulé mit gedämpfter Stimme, „wir könnten uns verstehen. Citoyen, ich glaube, wir könnten ein hübsches Geschäft machen..."

„Glaubst Du?"

„Ich will Euch die Royalisten ausliefern."

„Alle?"

„Bis auf einen, den einen behalte ich aber mir vor."

„Aber . . . die anderen."

„Binnen drei Tagen soll von ihnen nicht ein einziger mehr übrig sein."

„Nun gut — was verlangst Du dafür?"

„O! viel, sehr viel!"

„Nun, so rede."

„Vorerst will ich einmal hunderttausend Livres."

„Das ist viel Geld."

„Citoyen! wenn es Euch zu viel dünkt, so lassen wir das ganze Geschäft."

„Gut! ich werde Dir die Summe durch die Directoren auszahlen lassen. Aber damit wird es genügen, will ich hoffen."

„Nein, ich will noch mehr, ich will Solerol's Leben."

Diese Worte warfen ein Schlaglicht auf Brulé's Absicht.

„Ah!" rief Curtius aus, „jetzt begreife ich Alles, Du hast Dich von Solerol losmachen wollen und hast ihn verrathen."

„Ihn ja, aber weder Euch . . . noch die Republik."

„Du hassest also Solerol?"

„Tödtlich!"

„Und weshalb?"

„Er wollte mich in meiner Frau und in meiner Tochter entehren."

„Wenn dem so ist,“ versetzte Curtius, „dann magst Du Recht haben. Aber ich — ich kann Dir Solerol nicht überlassen.“

„Das wollte ich auch gerade nicht sagen.“

„Also was willst Du denn?“

„Die Insurgenten halten ihn gefangen . . .“

„Das weiß ich.“

„Sie werden ihn umbringen.“

„Das ist vielleicht schon geschehen.“

„Nein.“

„Ah! Du weißt das?“

„Ja — sie machen für diese Ceremonie ganz eigene Vorbereitungen. Sie stellen eine Guillotine zusammen.“

Curtius erbebte.

„Sobald die Guillotine fertig sein wird, werden sie ihm den Kopf abschlagen. — Nur Vergeltungsrecht! sagen sie.“

„Wenn sich aber Alles so verhält, wie Du sagst,“ entgegnete Curtius, „wie kommt es, daß Du Dich an mich wendest? — Die Anderen mußt Du darum angehen.“

„Hört, was ich Euch sagen werde. Die Royalisten stehen in dem Walde von Bréchat. Der Wald ist sehr dicht, man wird sie niemals daraus verdrängen können; aber man kann den Wald in Brand stecken!“

„Teufel! ist das eine Idee!“

„Ihr müßt also den Wald umstellen.“

„Und dann?“

„Von Zeit zu Zeit laßt dann einige von Euren Leuten in den Wald dringen; da werden nun einige Schüsse gewechselt werden. Das dürfte bis zu jenem Tage dauern, an welchem Solerol guillotinirt wird.“

„Was weiter?“

„Dann werde ich ein Zeichen geben und wir braten diese Herren wie die Hühner.“

Curtius schien noch zu zaudern.

„Laßt Euch des Generals Schicksal nicht zu Gemüthe gehen,“ sagte Brulé halb spöttisch. „Es ist ein Unglück — aber Ihr seid außer aller Schuld.“

„O! das ist es nicht,“ versetzte Curtius.

„Was denn?“

„Ich getraue mich nicht, es auf mich zu nehmen, die Staatsforsten in Brand zu stecken.“

„Nun gut! so schreibt dem Directeur Barras, sagt ihm, daß Ihr nach der Gefangennehmung des Generals das Militärcommando übernommen habt.“

„Und wenn er nicht darauf eingeht?“

„Das werden wir ja sehen.“

„Mittlerweile,“ sagte Curtius, „werde ich die Mühle anzünden — sie ist Privateigenthum!“

Zwei Stunden später schrieb Curtius jenen Brief, welchen Barras nach achtundvierzig Stunden erhielt, wenige Minuten vor Machefer's Besuch bei seinem Pathen, dem allmächtigen Directeur.

LXI.

Das Lager der Royalisten bot einen sonderbaren Anblick dar.

Man denke sich ein enges Thal, von steil abhängenden Felsen umgeben, in Mitte eines jener dichten, man könnte beinahe sagen, jener Urwälder, wie man deren zu jener Zeit noch zuweilen in Mittel-Frankreich antraf.

Die Felsen, meistens Grotten bildend, dienten während der Nacht als Zufluchtsorte.

Auf der Höhe dieser Felsen stand eine Schildwache.

Die Zahl dieser heroischen Hitzköpfe, welche von einem allgemeinen Aufstande, von dem Sturze der Republik, von der Restauration der alten Könige träumten, war kaum hundertfünfzig.

Eine Frau stand an ihrer Spitze.

Mademoiselle Diane de Vernières, diese neue Jeanne d'Arc, stachelte die Zuversicht jener Männer auf, deren Erhebung sie von lange her vorbereitet hatte.

Schon zwanzigmal im Laufe von zwei Monaten hatten die Truppen der Republik es versucht, in den Wald zu dringen, und zwanzigmal wurden sie nach einem heftigen, blutigen Kampf wieder zurückgeworfen.

Diane hatte zwei Adjutanten, Cadenet und ihren Bruder Henri.

Mademoiselle Lange und die schöne Madame

Solerol, die hübsche Myette und Lucrezia zupften Charpie für die Blessirten.

Machefer hatte die waghalsigsten Unternehmungen, wie z. B. die Entführung des Generals Solerol, auf sich genommen.

Jacomet, den wir seit lange aus dem Gesichte verloren, streifte, begünstigt von dem Dunkel der Nacht, in der Umgegend herum und brachte den benachbarten Familien, von denen doch jede wenigstens einen Mann zu dieser Heldenschaar gestellt hatte, Nachricht von den Leuten.

Alle Anderen, Bauern und Edelleute, gehorchten blindlings den Befehlen ihrer Oberen und wagten ihr Leben freudig für das Wohl der Sache, der sie dienten.

Man hatte einen allgemeinen Aufstand in Autun, Nivernais, Morvan, welcher die Royalisten am Ufer der Yonne mit jenen des Ostens hätte verbinden sollen, erwartet.

Man hatte auch gehofft, daß die Chouanerie des Westens, welche die untere Loire beherrschte, sich bis nach Orleans und Nevers hinaufziehen werde.

Leere Hoffnungen! Eitle Illusionen!

Es war nicht möglich zu siegen, aber man mußte sterben.

Nur durfte man nicht entehrt, man durfte nicht sterben, ohne Rache geübt zu haben.

Es gab nur e i n e n Menschen, der die Royalisten entehrt hatte, und dieser Mensch war Solerol, der sie der Brandstiftung beschuldigt hatte.

Und diesen Solerol hatte man nun in sicherem Gewahrsam.

Wer des Abends bei Sonnenuntergang in dieses felsige Thal gekommen wäre, hätte erstaunt, hätte bestürzt sein müssen, zu sehen, welch' sonderbarer, unheimlicher Arbeit sich mehrere unter ihnen unterzogen.

Sie zimmerten eine Guillotine.

Die Klinge einer Sense, eingelegt in einen eichenen Block, sollte als Beil dienen.

Der Mann, dem das Schaffot als die Leiter gedient, auf welcher er die hohe Stellung erklommen hatte, die er eingenommen, sollte auch auf dem Schaffot sterben.

Diesen Mann hatte man wie ein wildes Thier in eine Art Käfig aus in die Erde geschlagenen Pfählen gesperrt, von wo aus er sehen konnte, wie das Instrument seiner Hinrichtung sich nach und nach der Vollendung nahte.

Während man an der improvisirten Guillotine arbeitete, hielten die Häupter dieser kleinen Truppe Rath.

Jacomet war von seiner Rundreise zurückgekehrt.

Er war nach Morvan gegangen, hatte Nivernais durchzogen und war bis Autun vorgedrungen.

Ueberall herrschte Ruhe und die Edelleute, welche der Terroismus verschont hatte, verlangten nichts mehr, als in Frieden fortzuleben.

„O! diese Feiglinge!" rief Mademoiselle de Vernières entrüstet aus.

„Madame,“ sagte Cadenet, „wir können noch einzeln die Flucht ergreifen.“

„Die Flucht ergreifen!“ schrie das Heldenmädchen.

Cadenet lächelte traurig vor sich hin.

„O! nicht Sie,“ sagte er, „nicht Ihr Bruder, nicht Machefer, nicht ich . . . aber alle jene, welche wir mit uns gerissen, und deren Namen unseren Feinden nicht bekannt sind.“

„Ich kenne sie,“ entgegnete Diane, „Alle, die mit uns sind, werden auch mit uns bluten!“

„Madame,“ sagte Machefer, „der morgige Tag ist der Tag der Vergeltung.“

„Ja wohl!“ versetzte Diane, „der Mann, der uns entehrt hat, sühne sein Verbrechen mit seinem Leben.“

Während Diane das Todesurtheil über Solerol aussprach, trat ein Mann aus dem Gebüsch.

Es war Brulé.

Brulé, bleich, erschöpft, in Lumpen gehüllt, die Hände zerschunden und noch die Spuren der Stricke zeigend, mit denen man ihn gebunden hatte.

„Rettet Euch!“ schrie er, „Ihr seid verloren!“

Machefer lächelte.

„Das wissen wir,“ sagte er ganz gelassen.

„Rettet Euch! Retten wir uns!“ schrie Brulé, der seinen Gesichtszügen den Ausdruck des wahrhaftigsten Schreckens zu geben wußte. „Curtius ist frei, er steht an der Spitze der Truppen, er wird den Wald umzingeln.“

Man suchte Brulé zu beruhigen, man stürmte mit Fragen auf ihn ein.

Er erzählte auf seine Weise, was sich in Saulayes zugetragen hatte.

Machefer und Cadenet hörten ihn aufmerksam an und schenkten auch seinen Worten Glauben.

„Ich traue diesem Menschen nicht," sagte Henri.

Brulé warf ihm einen wilden Blick zu.

„Monsieur Henri," sagte er, „wenn Sie wüßten, daß man mir meinen Sohn ermordet, würden Sie vielleicht doch glauben, daß ich Ihnen ergeben bin." Brulé erzählte nun eine andere Geschichte, eben so fabelhaft wie die erste, welche dahin zielte, zu beweisen, daß man Bouquin am Fuße eines Baumes erschossen habe.

Da man Bouquin nicht zu Gesichte bekommen hatte, so hielt man diese Geschichte für wahr.

„Ist der Wald schon umzingelt?" fragte Machefer.

„Nein, aber die Truppen sind im Anzug."

„Nun gut, ich gehe nach Paris," sagte Machefer.

„Nach Paris!" riefen Alle wie aus einem Munde aus.

„Ja, ich will die Ehre unserer Sache verfechten."

Und so geschah es auch.

Wir haben Machefer bei Barras eintreten sehen.

— — — — — — — — — —

Fünf Tage verstrichen.

Auf Machefer's Ansuchen wurde Solerol's Hinrichtung verschoben.

Am Abend des fünften Tages kam Machefer wieder zurück und sprach nur die wenigen Worte: „Curtius ist abgesetzt — Capitän Bernier tritt an seine Stelle.“

Brulé hörte das und brummte vor sich hin: „Nun mag Curtius den Wald anzünden.“

LVI.

Die Soldaten, über welche sich Curtius das Commando angemaßt hatte, waren zwischen der kleinen Stadt Clamecy und dem Walde aufgestellt.

Curtius wartete auf die Rückkunft des Couriers, den er nach Paris abgeschickt hatte.

Die Besucher des Café Foy in Paris, welche seinerzeit den Citoyen Curtius, den Bureauchef im Kriegsministerium, im blauen Frack und dem weißen Gilet à la Robespierre zu sehen gewohnt waren, hatten ihn in dem jetzigen neuen Costüm kaum wieder erkannt.

Er trug ein reich galonnirtes Kleid mit zwei großen Epauletten, ein großer Säbel, den er hinter sich herschleppte, machte einen Höllenlärm, ein Spitzhut mit rothen, weißen und blauen Federn zierte

sein Haupt; an den großen Reiterstiefeln waren riesige Sporen angeschlagen, mehr zur Zierde als zum Gebrauch, denn wir wissen ja, daß der außerordentliche Commissär kein großer Freund vom Reiten war.

Curtius fand ein besonderes Vergnügen daran, seine „Truppen“ die Revue passiren zu lassen; dabei stemmte er die Faust in die Hüfte, warf den Kopf zurück und richtete an jede Abtheilung eine so wohl gesetzte Anrede, wie sie nur eines Cicero würdig gewesen wäre.

Ungeachtet aller dieser Zerstreuungen fing der „General“ aber doch schon an, etwas ungeduldig zu werden.

Der als Courier an Barras abgesandte Lieutenant war noch nicht zurück.

Die schrecklichsten Ahnungen machten sein Herz pochen.

Wie hatte man in Paris seine Kühnheit aufgenommen?

Wird man ihm einen Verweis oder eine Belobung dafür geben, daß er sich an die Spitze der ihres Anführers verlustig gewordenen Truppen gestellt hatte?

Wird ihm dieser kühne Entschluß ein Ministerportefeuille einbringen, oder wird man ihn ganz bei Seite schieben?

Diese letzten beiden Fragen waren es insbesondere, welche ihm so viele Sorge machten.

Er ließ sich sein Souper auftragen, aber er hatte keinen Appetit — desto mehr trank er aber.

Curtius hatte immer Durst, Curtius konnte immer trinken.

Endlich trat sein Adjutant ein.

Denn seitdem der Citoyen Curtius sich als General gerirte, vergönnte er sich auch den Luxus eines Adjutanten.

Zu dieser Ehrenstelle hatte er einen jungen Capitän auserſehen, dem er zum Lohn seiner Dienste einen Ehrensäbel in Aussicht stellte.

Beim Anblick dieses Officiers fuhr Curtius zusammen.

„Ist der Lieutenant angekommen?" fragte er.

„Noch nicht, mein General."

Curtius stieß einen Seufzer aus.

„Aber," fuhr der Capitän fort, „ein Bauer steht draußen, der Sie ohne Verzug zu sprechen wünscht."

„Hat er sich genannt?"

„Er heißt Brulé."

„Lassen Sie ihn eintreten."

Der Capitän ging fort und schon im nächsten Augenblick trat der Pächter ein.

„Nun, General," fragte er, „wißt Ihr nichts Neues?"

„Nichts."

„Habt Ihr auch keine Nachricht aus Paris?"

„Keine."

„Also bin ich dem andern zuvorgekommen."

Curtius sah den Pächter mit ängstlichem Blicke an.

„Nun, was weißt Du?" fragte er.

te

„Ich weiß, daß Ihr Eurer Charge enthoben seid."

Curtius sprang von seinem Sitze auf und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ja, ja, Ihr seid entsetzt, mit dem Commando über die Truppen ist der Capitän Bernier betraut."

Die wenigen Haare, welche Curtius' Scheitel deckten, richteten sich bei dieser Nachricht in die Höhe.

„Der Capitän Bernier wird aber seine Ernennung erst morgen früh erfahren," fuhr Brulé fort.

„Wie kommt es aber, daß Du es heute schon weißt?" fragte Curtius mit kläglicher Stimme.

„Ich weiß es durch Machefer, der eben aus Paris kommt," versetzte Brulé, und er erzählte Alles, was er wußte.

Ein kalter Schweiß perlte auf Curtius' Stirn.

„Ah!" sagte der Pächter, „wenn Ihr nicht ein Sklave der Legalität gewesen wäret, so würde Manches nicht gekommen sein, wie es gekommen ist."

„Was willst Du damit sagen?"

„Mußtet Ihr erst die Erlaubniß Barras' einholen, um den Wald in Brand zu stecken?"

„Da magst Du wohl Recht haben. . . Das war ungeschickt von mir."

„Und wenn Ihr meinem Rathe folgen wolltet. . ."

„Nun?"

„So könntet Ihr wohl noch General bleiben."

„Wie so?"

„Wenn Ihr den Wald heute Nacht noch anzündet laßt. — Die Royalisten werden darin ver-

brennen, und Ihr habt Euch um das Vaterland verdient gemacht."

„Ah!" rief Curtius aus, „Du hast Recht . . . ich will sogleich die nöthigen Befehle ergehen lassen . . . und noch diese Nacht soll der Wald in hellen Flammen stehen."

„Nicht bevor ich das Signal dazu werde gegeben haben."

„Und wann wirst Du es geben?"

„Sobald Solerol's Angelegenheit geschlichtet sein wird."

„Und das geschieht noch heute Nacht?"

„Ich glaube wenigstens."

„Nun gut!" sagte Curtius, „sobald dies geschehen sein wird, wirst Du auf der Höhe der Felsen eine Fackel anzünden."

„So sei es!"

„Und wir werden das Signal beantworten."

„Aber," bemerkte Brulé, „der Wald muß umzingelt werden."

„Sei ganz unbesorgt."

„Nun," murmelte der Pächter vor sich hin, „nun kann ich mich rächen. Jetzt wird mir Monsieur Henri nicht entkommen. Schade," fuhr er zu Curtius gewendet fort, „daß Ihr nicht mit mir kommen könnt."

„Warum?"

„Ihr hättet dann die letzten Zuckungen Solerol's mit ansehen können."

Die beiden Männer schüttelten sich noch die Hände und Brulé ging.

— — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später schlich sich Brulé bis an das enge Thal heran, in welchem die Royalisten ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Die Nacht war dunkel, aber über den Gipfeln der Bäume verbreitete sich ein röthlicher Schimmer.

Gleichzeitig hörte man auch ein dumpfes Gemurmel vom Thale herauf.

Am Fuße der Felsen angelangt, welche das Thal umschlossen, stieg er von Fels zu Fels empor, bis zum höchsten Punkt, von wo aus er das Thal übersehen konnte.

Es war durch viele Fackeln erleuchtet, und in der Mitte war ein schauerliches Gerüst aufgestellt — eine Guillotine!

Bewaffnete Männer umstanden das Schaffot.

Auf diesem Schaffot stand ein Mann — es war der Henker.

Ein improvisirter Henker, ein junger Royalist, dessen Vater, dessen Mutter und dessen zwei Schwestern, zwei Engel von fünfzehn Jahren, Zwillinge, vom revolutionären Tribunale verurtheilt und guillotinirt wurden.

Nur der arme Sünder fehlte noch.

Brulé erkletterte einen Baum, um besser sehen zu können.

Endlich theilte sich die Menge.

Brulé hörte ein jämmerliches Geheul.

Es war Solerol, der sich mit Händen und Füßen gegen zwei kräftige Männer wehrte, welche ihn zur Richtstätte schleppten.

Wildes Feuer sprühte aus Brulé's Augen, als er sah, wie man Solerol auf's Gerüst zog.

„O! Du hast mein Weib entehren wollen,“ brummte der Pächter vor sich hin.

Und sein Auge weidete sich an dem Anblick dieses scheußlichen Schauspiels.

Er sah, wie der Henker den Delinquenten auf das Bret niederlegte und ihm die Hände band, und das Geheul des Unglücklichen klang ihm wie die süßeste Melodie.

Brulé schlürfte die Rache in vollen Zügen.

Plötzlich brach sich der Schein der Fackeln auf einer glänzenden Fläche — wie ein Blitz — und das Geheul verstummte mit einem Male.

Brulé hörte nur noch das Gemurmel der Menge und sah einen Kopf vom Schaffot fallen.

Alles war für den General Solerol zu Ende, nur nicht das Gericht Gottes, welches ihn noch erwartete.

LXIII.

Nun verließ Vater Brulé seinen Beobachtungsposten.

Er stieg vom Baume und erklomm die Spitze

eines Felsens, von wo aus er weit hinaus in die Ebene sah.

Ueber den Saum des Waldes hinaus bemerkte er mehrere Feuer.

Es waren dies die mit Curtius verabredeten Signale.

„Ah, nun ist der Augenblick gekommen!“

Und er trug dürre Zweige und welke Blätter zusammen.

Unweit von der Stelle, wo er sich befand, standen Reisigbündel zum Verkaufe aufgeschichtet. Unter diese steckte er den Brandstoff, zündete ihn an und in wenigen Minuten stand der Holzstoß, angefacht durch einen gelinden Ostwind, in hellen Flammen.

Ohne Zweifel hatte Curtius den Brand bemerkt, denn plötzlich vervielfältigten sich die Signalfeuer.

Kein Zweifel, daß die Soldaten nun Befehl bekommen hatten, den Wald anzuzünden.

„Nun,“ sagte der Pächter vor sich hin, „meine Herren Royalisten, ich glaube, Ihr werdet meiner nicht mehr bedürfen, und da ich nicht Lust habe, mit Euch zu braten, so will ich mich eiligst davon machen.“

Ohne sich weiter zu besinnen, lief er, so schnell es anging, auf dem Fußsteig fort, der sich zwischen den Felswänden durchschlängelte.

Doch mit einem Male blieb er stehen und horchte.

Er hatte hinter sich Schritte vernommen; er hielt inne — das Geräusch hörte auch auf.

„Das ist der Wind, der die welken Blätter vor sich herjagt," dachte er.

Und er setzte seine Flucht fort.

Dasselbe Geräusch ließ sich von Neuem vernehmen.

Nun erfaßte ihn die Furcht.

Er blieb stehen.

„Wer da?" schrie er, so laut er konnte, um seine Furcht zu betäuben, und spannte den Hahn seiner Flinte.

Keine Antwort; aber zwei nervige Arme packten ihn von hinten.

Brulé stieß einen Schrei aus und gab sich alle Mühe, von seiner Schußwaffe Gebrauch zu machen.

Aber sie wurde ihm entrissen.

„Ah, elender Schuft!" rief eine Stimme, „ich kenne Dich schon von lange her . . . aber als ich sagte, man solle Dir nicht trauen, da wollte man mir nicht glauben."

„Jacomet," murmelte Brulé außer sich vor Schreck.

Aber der Köhler hatte ihn schon zu Boden geworfen und das Knie auf die Brust gestemmt.

„Ah, Bandit!" schrie er, „Du hast uns wollen braten lassen . . . Nun gut, Du sollst zuerst braten."

Und Jacomet zog einen Strick hervor, den er sich schon zurecht gelegt hatte, und band den Pächter ungeachtet alles Sträubens an Händen und Füßen; dann steckte er ihm einen Knebel in den Mund.

„Du hast schon einen Namen, der Unglück bringt," sagte Jacomet. „Mordbrenner, Du nennst Dich Brulé und durch Feuer sollst Du auch umkommen."

Er nahm ihn auf die Achsel und trug ihn in die Mitte eines dichten Gebüsches. Nun schlug Jacomet Feuer und zündete das Gebüsch an.

Nachdem sich eine dichte Rauchsäule über Brulé erhoben hatte und jede Rettung unmöglich geworden war, ging Jacomet so schnell er konnte fort.

„Ich muß sie doch retten," sagte er.

— — — — — — — — — —

Das Schaffot, auf welchem General Solerol seine Schandthaten und Verbrechen gebüßt hatte, war verschwunden wie eine Theaterdecoration.

An seiner Stelle erhob sich ein Altar und vor diesem stand ein Priester im Ornate und hielt den Gottesdienst ab.

Am Fuße des Altars kniete eine Frau, schwarz gekleidet, an der Seite eines jungen Mannes.

Um den Altar herum stand entblößten Hauptes die kleine Schaar der Tapferen und hörte die Messe an.

Als die Messe zu Ende war, kam der Priester die Stufen des Altars herab und stellte sich vor die schwarzgekleidete Frau und den jungen Mann.

„Helene de Vernières, verwittwete Solerol, ist es Ihr ernster Wille, den Grafen Henri Vernières zum Gemahl zu nehmen?"

„Ja," antwortete die junge Frau.

„Und Sie, Henri Graf de Vernières, ist es

Ihr ernster Wille, Helene de Vernières zu Ihrer Gemahlin zu nehmen?"

„Ja," versetzte Henri mit vernehmlicher Stimme.

„Nun denn," sagte der Priester, „so segne ich den Bund kraft meiner kirchlichen Ermächtigung."

Ein Gemurmel des Beifalls unterbrach die feierliche Stille.

Nachdem der Priester seine geistlichen Insignien abgelegt hatte und die Kerzen auf dem Altare ausgelöscht waren, trat Machefer hervor.

„Freunde!" sagte er, „vielleicht schon morgen um diese Stunde wird die Hälfte unter uns dem Kampfe erlegen sein — die Nacht dürfte wohl die letzte sein, welche wir vereint zubringen. Eine Fortsetzung des Kampfes wird bald zur Unmöglichkeit werden. Diejenigen, welche des Lebens müde sind und den Tod der Schande vorziehen, schaaren sich um mich. Wer noch Vertrauen in die Zukunft setzt, für wen das Leben noch einen Reiz hat, der suche das Weite. — Noch ist es Zeit!"

„In einer Stunde wird es zu spät sein," rief eine Stimme, und ein Mann stürzte athemlos herbei, die Kleider in Fetzen gerissen, die Hände von Dornen zerfleischt.

Er drang durch die Menge bis an Machefer heran.

„In einer Stunde wird es zu spät sein," rief er aus, „der Wald steht in Flammen."

Und Jacomet sagte wahr. Nach allen Welt=

gegenden hin war der Horizont blutig roth erleuchtet. Der Wald brannte an allen Ecken.

„Ohne Zweifel sind wir umzingelt!“ sagte Machefer.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Jacomet. „Aber wenn man mir folgen will, ist noch Rettung möglich . . .“

Der Brand breitete sich immer mehr und mehr aus, es schien, als ob der Himmel in Flammen stünde.

— — — — — — — — — —

Als zwei Tage später Capitän Bernier an der Spitze der Truppen, über welche er das Commando erhalten hatte, an die noch rauchende Brandstätte kam, gewahrte er einen zwar halb verkohlten, aber doch noch erkennbaren Leichnam.

Es war Vater Brulé.

Was ist aber aus den Royalisten geworden? Waren sie in dem Walde umgekommen, oder konnte Jacomet sein Versprechen halten und sie retten? Darüber in der zweiten Abtheilung dieses Werkes, in dem „Todeskampf des Directoriums.“

Ende.

Russische Naturen.

Von Rosa Dorn.

Ein jäher Zug an der Glocke draußen hatte mich erschreckt. Es war noch früher Morgen; eine Stunde, in der man sich gern ausschließlich selbst gehört. Das Buch fiel mir aus der Hand; meine Sophaecke verlassen zu müssen, hatte nichts Erfreuliches.

Man fragte draußen nach Jemand. Die Stimme gehörte meiner lieben Freundin Helene von Sternau. Einen Augenblick darauf stürmte sie herein:

„Nur ein paar Worte, laß Dich um's Himmels willen nicht stören!" Athemlos warf sie sich neben mir in's Sopha.

„Aber was giebt es denn zu so früher Stunde?" fragte ich und musterte ihre ganze liebe Person. Das kluge Gesicht sprach deutlich große Erregung aus.

„Ich wag' es kaum zu sagen," fuhr sie fort; „ich habe über Dich disponirt; ich habe Dich engagirt, habe für Dich mit einem Wort den Platz einer

dame de compagnie ausgemacht! ich konnte nicht anders!"

„Aber Helene —!"

„Frage mich nicht, ich bitte Dich, Du sollst Alles wissen. Jetzt aber muß ich fort; wenn Dir unser Aller Glück lieb ist, so thue, um was ich Dich bitte! Hier ist die Adresse, um elf Uhr schick' ich Dir den Wagen."

„Helene, ich liebe keine Geheimnisse, die mich selbst betreffen; sage mir, wozu und warum diese Uebereilung in einem Entschlusse, den ich allerdings halb und halb gefaßt habe, ich suche eine Stelle — aber — diese Hast —"

Schon stand Helene unter der Thür. „Du kennst mich ja; etwas Vertrauen verdien' ich denn doch! Später erfährst Du Alles."

Ich hatte mich erhoben, Helene hatte mich umarmt, schon hörte ich ihren Wagen davonrollen. Die Adresse lag vor mir auf dem Tisch.

Das war Alles sehr unangenehm aufregend! Ich liebte Helene herzlich, sie war verständig und wohlerzogen, einen Freundschaftsdienst zu verweigern, konnte mir nicht einfallen, und dennoch beunruhigte mich der Gedanke, in Angelegenheiten hineingezogen zu werden, die mir fremd und dunkel waren. Es widerstand mir, eine von fremdem Willen geleitete Maschine zu sein.

Die Adresse zeigte in russischer Schrift einen russischen Namen, den ich nicht entziffern konnte. Die Wohnung stand darunter in deutscher Sprache

geschrieben. Als ich mich an den Gedanken gewöhnt hatte, irgend eine anregende Episode zu erleben, riß ich mich aus meinem Phlegma heraus, machte Toilette und erwartete den Wagen.

Dieser kam pünktlich. Es war kein Wagen von Sternau's Gute, sondern ein einfacher Fiaker, dessen Kutscher mir einen kleinen Brief einhändigte. Im Fahren las ich die kurze, von Helenen an mich gerichtete Bitte, ihren Namen nicht zu nennen. Das weitere Thun und Lassen war meinem eigenen Witz anheimgegeben. Nachdenken konnte ich nicht; so nahm ich meine Karte und mit dieser in der Hand verließ ich den Wagen.

Das Haus, das ich betrat, war groß und schön, die Halle war sorgfältig verschlossen und angenehm durchwärmt. Ein Portier, das Urbild eines Russen, zog eine Glocke, ein anderer, ihm ganz ähnlicher Diener, nahm meine Karte und winkte mir, ihm zu folgen. So stieg ich die Treppe hinan.

Oben nahm mich eine Dienerin in Empfang und ging vor mir her. Ich sann nach, welchem der russischen Stämme diese Tracht wohl angehören mochte. Lange Haarflechten hingen über den Rücken unter einer goldenen Haube herunter, im Uebrigen war das weiße Hemd, das schwarze Sammetmieder und der lange dunkle Rock nicht unkleidsam.

Jetzt schlug meine Führerin einen dichten Thürvorhang zurück, und eintretend hatte ich in dem auf deutschem Boden durchaus russisch eingerichteten Hause den Eindruck eines förmlichen Harems. Fünf

junge Damen saßen an verschiedenen kleinen Tischen. Sämmtlich erhoben sie sich ein wenig, als ich eintrat, aber keine erhob die Augen. Schnell beugten sie sich wieder nieder, um die unterbrochene Beschäftigung fortzusetzen.

Auf dem Sopha thronte eine ältere Dame. Diese stand auf und ging mir entgegen, lud mich ein, neben sich Platz zu nehmen, und beruhigte ein kleines schwarzes Hündchen, das sich aus einer Menge Kissen herausarbeitete und Miene machte zu bellen.

„Sind Sie Fräulein N. N.?“

Ich bejahete, und während einer Pause musterten mich die dunklen, unheimlichen Augen der Fragerin. Eine schwere, moschusathmende Luft bedrückte mich, und ich fühlte mich von dem Gedanken fast entmuthigt, in diesen Räumen längere Zeit aushalten zu müssen. Wären es noch Lübin'sche Parfüms gewesen! Aber nein, unleugbarer ungemilderter, fürchterlicher Moschus!

Während dieser Nervenbedrückung erschien mir die an meiner Seite sitzende Frau ganz besonders unheimlich. Ich betrachtete jenes häßliche Durcheinander, zu dem sich in späteren Jahren die weiblichen Formen oft verwirren. Auf solch' massenhafter Gestalt, wie ich sie hier vor mir sah, erscheint dann der Kopf gewöhnlich klein. Auffallender Weise zeigte sich dieser ohne jegliche Zierde und das grau gemischte Haar war ganz einfach geordnet. Ihr schwarzer Morgenrock war dagegen am Halse mit einem Fermoir prächtigster Edelsteine zusammenge-

halten, und, was in dieser Morgenstunde und bei der Einfachheit des Kleides doppelt befremdend erschien, auch an den Armen rasselten schwere goldene Ketten und mächtige Schaustücke von Gold. Ich hatte ein Gefühl, als sei diese Frau die Bewahrerin aller möglichen Geheimnisse, denn sphinxartig kam sie mir vor mit ihrem boshaften, gedrückten Gesicht und den kleinen schwarzen, ich möchte sagen, grausamen Augen.

„Sie werden viel zu thun haben, Fräulein," begann sie, „denn mein Haus ist groß, und ich wünsche, Sie möchten Alles überwachen, Alles. Ich bin schlecht zu Fuß," fuhr sie fort, „an's Sopha gefesselt. Sind Sie rechtskundig?"

Diese Frage frappirte mich. Ich dachte an das Heer clientenbedürftiger Advocaten und antwortete um so entschiedener: „Nein!"

„Man hat eigene Gesetze hier zu Lande —! In Rußland ist das anders, o, Rußland ist schön!"

Ich dachte an allerhand mir bekannte russische Eigenthümlichkeiten und konnte in den Ruf der Bewunderung nicht einstimmen.

„Die Bibel kennen Sie doch?" begann sie wieder.

Eine Frage, die mich auf die Folter spannte. Konnte ich „ja" sagen, wenn sie mich vielleicht darin examiniren wollte?

„Die Bibel," erwiderte ich bedächtig, „ist ein Buch, welches man nur in Momenten größter

Sammlung zur Hand nehmen muß; dann haftet das Gelesene."

„Nicht doch, Fräulein, nicht doch! In der Bibel muß man immer lesen! immer! Das giebt Sammlung, wenn wir sie noch nicht haben! Sie kommt dann von selbst!" Sie hatte die Hand auf ein mächtiges, kostbar gebundenes Buch gelegt. „Die Jugend ist gottlos, Fräulein, sehr gottlos," setzte sie gleichsam als Randbemerkung hinzu, und ihr Auge glitt wieder über die stummen Mädchen im Zimmer, die diese Bemerkung zur Zeit keineswegs rechtfertigten. „Sie lieben doch nicht das, was man Emancipation nennt?"

Nun konnte ich aufrichtigen Herzens verneinen.

Sichtlich erleichtert zog sie an einer dünnen Klingelschnur. Alsdann erschien eine russische Dienerin, wenn nicht dieselbe, doch in demselben Costüm wie die erste, und empfing einen kurzen Befehl und in einer so abstoßenden Weise, wie man sie mindestens nicht im Salon gewohnt ist zu hören.

Sofort bemächtigte sich die Dienerin meines Hutes, meines Mantels, ja, selbst die Handschuhe zog sie mir von den Fingern — ich bewunderte die Zartheit und Gewandtheit, die sie bei dieser Manipulation entwickelte. Während dessen suchte die Dame unter allerhand Papieren und reichte mir ein Paket Briefe, die laufende Correspondenz, von der ich Kenntniß nehmen sollte; es waren meist Geschäftsbriefe oder Rechnungen.

Noch hatte ich bis jetzt keine Muße gehabt, jene

jungen Mädchen näher zu betrachten, die meine ganze Theilnahme erweckten. Welcher Zwang mußte fünf jugendliche Wesen niederdrücken, daß sie in solch' widernatürlicher Lautlosigkeit verharrten? Ich ließ, um mindestens in etwas meine Neugier zu befriedigen, mein Auge an der mir zunächst Sitzenden haften. Ein liebliches Gesicht beugte sich auf eine Zeichnung, mit der sie sich beschäftigte. Ein paar Blumen in einem einfachen kleinen Glase mochten den Vorwurf der Zeichnung bilden, man sah dies an der Bewegung der Augen. Einmal schien es mir, als wagte sie einen schnellen schüchternen Blick zu mir herüber. Ich fühlte mich zu dem jungen Wesen hingezogen, das in ihrem einfachen weißen Kleide einem Engel glich.

Eben schlug eine Uhr im Zimmer; eine Nebenthür wurde geöffnet, eines der Mädchen entfernte sich durch dieselbe und bald darauf beginnende Clavierübungen ließen auf eine Musikstunde schließen. Die Portière war niedergelassen, sehen konnte man demnach nichts. Dann hörte man das Geräusch eines vorfahrenden Wagens. Die Dienerin brachte Mäntel und Hüte. Zwei der Mädchen erhoben sich und küßten wortlos die Hand der Dame. Bei dieser Ceremonie, die dicht vor mir stattfand, konnte ich die lieblichen Gesichter der beiden jungen Mädchen betrachten. Sämmtliche fünf Mädchen waren noch sehr jung. Die Aelteste schien die von mir zuerst betrachtete zu sein; dann stuften sie sich von achtzehn bis zu zwölf Jahren ab.

Die Aelteste und die Jüngste waren jetzt nur noch im Zimmer. Erstere erhob sich, näherte sich dem Sopha und schien eine Frage an die Dame zu richten. Nach einer Antwort, so barsch, wie man sie kaum dem niedrigsten Diener giebt, ging sie gesenkten Kopfes an ihren Platz zurück. Vielleicht sehnte sich das arme Kind hinaus in den lustigen Sonnenschein — die Schwestern fuhren eben davon, und einen Augenblick ließ sie die Hand mit dem Bleistift auf dem Papiere ruhen. Unendlich rührte mich diese kurze Pause, dies träumerische in die Ferne Schweifen ihres geistigen Auges. Es war ein momentanes Entrinnen aus dem Druck des Lebens. — Wenn durch die Verhältnisse auch noch so gekettet, für Augenblicke wenigstens ist der Mensch doch frei! Ueber diese Geistesflucht des jungen Mädchens hatte die böse Fee neben mir keine Macht! Doch längst zeichnete sie wieder. Die Jüngste, noch ein Kind, memorirte indessen eifrig aus einem auf ihren Knieen liegenden Buche.

Während ich mich an einen nahestehenden Schreibtisch setzte und die übernommenen Papiere genauer prüfte, trat eine männliche Person herein, die offenbar ein Hausmeister oder dergleichen war. Mit erniedrigender Demuth nahte er sich dem Sopha und überreichte fast kniend ein Wirthschaftsbuch der Dame, die ihn mit unheilweissagendem Stirnrunzeln empfing. Nach flüchtiger Prüfung des Buches schrie die Dame zornig auf mit einem Ausruf, vor welchem der Mann vollends in die Kniee sank. Das

Alles hatte etwas Empörendes, Unwürdiges. Sie schalt in kreischenden Tönen, ohne Rücksicht, ohne Weiblichkeit; ich fühlte mich ganz unglücklich über das Anhören von Worten selbst, die ich glücklicherweise nicht verstand.

Nach einer Pause bat sie mich, ihr eine kleine Schatulle herüberzulangen und hieß sie mich öffnen, vermuthlich, um mir ihren Reichthum zu zeigen. Sie langte einige Banknoten heraus und flüsterte mit gänzlich veränderter Stimme: O ich bin reich! Vermuthlich wollte sie damit ihre Tyrannei vor mir rechtfertigen; ich that, als hörte ich nicht, und setzte den Kasten wieder bei Seite. Mit einer kräftigen Ermahnung erhielt der Mann das Geld und entfernte sich dann unter tiefen Verbeugungen. Inzwischen spielte man im Nebenzimmer unbeirrt um die heftige Scene: „Sons du coeur," was mir, des Contrastes wegen, fast lächerlich vorkam. Geübt war die Spielerin eben nicht, und der Gefühlsausdruck ging unter in der Angst vielleicht, falsch zu spielen. Ein solches Bestreben hat für den Zuhörer immer etwas Peinliches. Während ich schrieb und die Dame auf dem Sopha halblaut las, schlug abermals die Uhr.

Die beiden Mädchen erhoben sich und auch nebenan verstummte das Clavierspiel.

Bis jetzt hatte ich geglaubt, die Frau sei die Mutter der fünf Mädchen. Dem war aber nicht so. Gräfin Michaelowna war unverheirathet und die Schwester des Hausherrn, den ich gleich darauf

kennen lernen sollte. Kaum waren wir allein, so trat er in's Zimmer.

Es war ein großer, stattlicher Mann, mit militärischer Haltung. Wie ich später erfuhr und zur Zeit noch nicht wußte, hatte er durch die Leidenschaft des Spiels sein ganzes ungeheures Vermögen verloren, so daß er ohne Gräfin Michaelowna, die sein Haus erhielt und seine Kinder tyrannisirte, nichts war als ein vornehmer Bettler. Er trug das Joch, von der grausamen bösartigen Schwester abzuhängen, so unwürdig dies immer war, weil es eben nicht anders ging. Leicht machte ihm Michaelowna dies Geschick nicht; er, seine Kinder, alle waren ihre Sclaven, von ihr abhängig; ihre Willkür konnte sie hinausweisen aus dem prächtigen Hause, konnte ihnen den ganzen Prunk dieser glänzenden Abhängigkeit plötzlich nehmen. Des Grafen Gemahlin war dem herben Loos dieser Abhängigkeit nur durch den Tod entgangen. So hatte er seine Kinder erziehen müssen nach Michaelowna's Gutdünken, er hatte sie strafen und unterdrücken müssen, wie's ihr eben gefiel, er hatte zusehen müssen, wie sie mit grausamer Strenge jede der Jugend zukommende Erholung, jeden freudigen Aufblick von ihnen fern hielt. Das war der schwarze Faden in dem gleißend goldenen Gewebe! Oft war er nahe daran, dies fürchterliche Leben zu enden. Aber die Kinder —! Zuweilen konnte er sie doch wenigstens küssen, wenn ihm auch aller Muth fehlte, für sie und ihr trauriges Lebensloos zu kämpfen. Theuer

genug freilich mußte er solche Augenblicke des Vaterglücks erkaufen. War Michaelowna mit dem Bruder unzufrieden, so entzog sie ihm die nöthigen Gelder. Dann mußte er zu ihr kommen mit leeren Händen, mußte sich demüthigen, bitten. Wohl mußte sich das innerste Gefühl wider das Alles empören; aber konnte er anders? Er war arm, ohne Michaelowna wäre die ganze fürstliche Pracht zerstoben; was hätte aus seinen armen Kindern werden sollen? So ging er, so ließ er sich von der Schwester schelten wie ein Knabe, so ließ er sich ein paar Bündel Banknoten zuwerfen, mußte sich bücken, sie aufheben, das gab ihm die Mittel, seine schönen Pferde zu halten. Wer den stattlichen Mann daherreiten sah, wußte wohl schwerlich, daß er fast schlimmer daran war, als der Leibeigene, der ihm den Bügel hielt. Hin und wieder allerdings hatte Michaelowna Anwandlungen von Zärtlichkeit für den Bruder, aber das waren Lebensfristungen, die er ihr jetzt kaum mehr dankte; seine Abhängigkeit von ihr und ihrem Gelde hatte ihn ganz und gar demoralisirt, er war in sein Schicksal ergeben.

Staunend hörte ich das Gespräch an, das Michaelowna jetzt mit dem Bruder in deutscher Sprache begann — ich sollte hören, theilnehmen.

„Du hast mit Alexandra gesprochen?“

„Noch nicht.“

„Noch nicht,“ brauste Michaelowna auf. „Noch nicht! Morgen denke ich sie zu verloben! Du bist ein fahrlässiger Bruder, denn Du kennst die Gefahr

Alexandra muß heirathen! Muß, sag' ich Dir! Es ist eher keine Ruhe in meiner Seele. Du nur bist an diesen Störungen schuld! Zu was dergleichen Bekanntschaften? So lange Alexandra nicht Braut ist, hält sie die thörichte Hoffnung fest."

Ich horchte auf. Es schien hier eine Beziehung mit der Außenwelt stattzufinden, eine Beziehung, die Michaelowna's eiserner Wille im Begriff war zu stören. Ich dachte unwillkürlich an meine Freundin Helene von Sternau, an ihre Theilnahme, an ihre Erregung. Ich ahnte den Zusammenhang. Abermals mußte ich die Schatulle herübergeben. Scheltend legte die Dame mehrere Pakete auf den Tisch, mit denen sich der Graf hierauf entfernte. Ein Diener wurde angewiesen, mich nach meinem Zimmer zu führen.

Der Russe trabte vor mir her, eine Treppe höher hinauf. Dort öffnete er eine Thür und ein reizendes Zimmer nahm mich auf.

Merkwürdig war es mir, daß hier Alles Spuren des Bewohntseins trug. Einen Augenblick glaubte ich, der Diener habe sich geirrt, aber mein Koffer stand da. Hier war keine Anmahnung an Moschus; ein Fensterflügel war geöffnet und frisch und würzig wehte die Luft herein. Alles war wohnlich, wie die Stätte eines kindlich harmlosen Wesens. In einer Ecke stand ein Betschemel, über welchem sich das Bild einer Madonna erhob, mit einem ähnlichen Kopfputz, wie die Dienerinnen des Hauses ihn trugen. Ein dicker Teppich lag vor dem dicht

verhüllten Bett. Aus einer Vase duftete ein Veilchenstrauß. Ich hatte offenbar die frühere Bewohnerin vertrieben.

Indessen trat eine Dienerin ein und besorgte wortlos die Toilette. So oft sie an mir vorüberkam, neigte sie sich vor mir, wie vor einem Heiligthum. Eine Ceremonie, die ich ihr gern erlassen hätte; aber ich wollte nicht gleich damit beginnen, den Dienern des Hauses deutsche Sitte zu lehren, Gräfin Michaelowna hätte mir das schwerlich gedankt. In der Kunst des Ankleidens entwickelte die Russin eine seltene Virtuosität, und als ich mich in dem Spiegel sah und ihr dann zunickte, sah sie mich mit freundlichem Lächeln an. Der Schnitt ihres Gesichts gehörte allerdings den niedrigsten Volksschichten an, aber der Ausdruck war gutmüthig.

Kaum war die Toilette beendet, so hörte ich den Lärm einer kleinen Handglocke draußen; man ging, diese heftig schüttelnd, den Gang entlang. Dies war das Zeichen zum Mittagsmahl. Ein Diener riß die Thür auf und ging, mir den Weg zeigend, voran. Alles im Hause war in diesem Augenblicke auf den Füßen, fünf oder sechs ganz gleich gekleidete Dienerinnen, eine Schaar eben solcher Diener, alle vom reinsten russischen Typus, rannten durcheinander — ich mußte meine Aufmerksamkeit zusammennehmen, um meinen Führer mit ihnen nicht zu verwechseln. Doch im nächsten Augenblick führten alle Straßen nach Rom, das heißt in den Speisesaal. Idealschön in ihrer Kindlichkeit tauchten die

schlanken, lichten Gestalten der fünf Mädchen aus den dunklen Corridors auf. Am Ende eines weiten Vorplatzes führten drei große, dicht neben einander befindliche und durch schwere Teppichdraperien zu einem einzigen Eingang verbundene Thüren in den Speisesaal.

Alle Gerechtigkeit asiatischer Sitte, der Raum machte einen großartigen Eindruck, und war in jenen dunkeln, dem Auge wohlthuenden Farben gehalten, die nicht nur Reichthum, sondern auch Kunstsinn verrathen. Nirgends drängte sich eine der reichen Vergoldungen prahlerisch vor; als verstehe es sich von selbst so, legten sie sich mit kunstvoller Natürlichkeit wie ein reiches Laubgewinde über die dunkeln Flächen der schweren Ledertapete. Auch das Holzwerk war schön und kunstfertig gearbeitet. Die Einzelnheiten des kuppelartigen Plafonds zu würdigen blieb keine Zeit; jedenfalls aber waren die Malereien sehr schön und dem Auge wohlthuend, was sich von den neuen Fresken nicht immer sagen läßt. Eine kleine runde Tafel zeigte ein Dutzend Couverts.

Was mich aber mehr als die schweren Silbergeschirre anzog und beschäftigte, waren die Mädchen, die eben eintraten, quer den Raum durchschritten und sich still und absichtslos um ein Bosquet exotischer Pflanzen gruppirten. Ich machte jetzt die Bemerkung, daß nur die Aelteste wirklich hübsch war; die Jüngeren zierte nur die Jugend und der Vortheil schöner schlanker Gestalt, doch entsprachen sie

auf das wohlthuendste dem Begriffe unschuldvoller Kindlichkeit.

Während dieser Betrachtung fuhr ein Wagen vor; an dem kurzen Anhalten hörte man das russische Gespann heraus. Die Mädchen lispelten sich ein paar Worte zu. Laute Stimmen wurden im Nebenzimmer hörbar, Michaelowna, auf den Bruder gestützt, trat ein. Ihr zur Linken ging ein junger Mann, auf dessen Arm sie zärtlich die Hand lehnte. Um ihre Figur wallte ein prächtiges Staatskleid. Eine Schaar Diener war zu gleicher Zeit eingetreten; man konnte sich füglich am Hofe eines tatarischen Fürsten wähnen.

Jetzt setzte man sich, eine Ceremonie, an der sich der Dienertroß auf das lebhafteste betheiligte. Die Stühle wurden abgerückt. Mit sanfter Gewalt und möglichster Schonung der Robe wurde man dazwischen geschoben, dann fühlte man sich erfaßt und niedergedrückt. Abermals ein leises Rollen des Stuhles und man saß glücklich an der Tafel. Ich erwartete alles Ernstes das Umbinden der Serviette und fühlte mich schon in die süße Zeit der Kindheit zurückversetzt. Um dieser Bevormundung vorzubeugen, ergriff ich schnell das vor mir liegende Damasttuch. Die Diener beschäftigten sich indessen knieend mit dem Faltenwurf unserer Kleider, ja, eine milde Hand ergriff sogar vorsichtig meine Füße und schob ihnen schnell und discret ein kleines Kissen unter. Ich war nahe daran, entsetzt aufzuspringen, während Michaelowna mit größter Seelenruhe auf den

Dienertroß herabsah, der sich endlich, von seinen Missionen erlöst, erhob und hinausstürzte, um alsbald die Speisen herbeizuholen.

Ich saß neben dem jungen Manne, der in lauten abgebrochenen Sätzen mit Michaelowna sprach. Er hatte eine rein tatarische oder vielmehr mongolische Physiognomie; hätte er sich mir als directen Nachkommen Dschingiskhans vorgestellt, ich hätte es ihm auf's Wort geglaubt. Wohlthuend war mir dieser Gesichtsausdruck nicht; kalte Grausamkeit, ja noch andere schlimme thierische Triebe buchstabirte ich mißtrauisch aus diesen gedrückten Zügen heraus. Bald verwies ich mir aber selbst mein voreiliges Urtheil, denn mein Nachbar eröffnete mit mir ein Gespräch im elegantesten Französisch, das sich zunächst um die heute Abend stattfindende Oper bewegte, dann auf Darsteller überging und mit einer Kritik des Componisten und seiner übrigen Werke überhaupt endigte. Es war mir eine förmliche Beruhigung, daß mein junger Dschingiskhan etwas von Tannhäuser und Richard Wagner, etwas von Lohengrin und der übrigen Zukunftsmusik wußte. Ja es schien mir sogar während einer kleinen Pause, als intonire er die Melodie des Liedes an den Abendstern. Wilde Völker sind gewöhnlich musikliebend, dachte ich, von Neuem in mein Mißtrauen verfallend. Indessen reichte er mir mit vollkommenster Höflichkeit eine kleine Schale mit einem nach starkem Gewürz duftenden Inhalt, von welchem ich aus Höflichkeit eine Messerspitze voll nahm und miß=

trauisch auf den äußersten Rand meines Tellers legte. In dieser und ähnlicher Weise nahm das Mahl seinen Fortgang. Bald sprachen die Herren von Pferden, bald von Hunden, bald von Equipagen; Michaelowna herrschte kurze Befehle; eine goldene oder silberne Schüssel folgte der andern.

Mit einem reichen Dessert und einer Fülle geistiger Getränke schloß das Mahl. Abermals betheiligte sich die Dienerschaft beim Aufstehen. Ein Diener löste den Sporn Dschingiskhans, womit dieser unhöflicherweise zu Tisch gegangen war, vom Saume meines Kleides. Wieder fühlte ich mich ganz meiner freien Bewegung überhoben, man stützte, rollte, hob mich und im Nu befand ich mich in einem luftigen Nebenzimmer, wo es Kaffee, Sonnenschein, Gartenstühle, Camelien und Fächerpalmen gab. Hier war es hübsch; die großen Glasthüren waren zum Theil zurückgeschlagen und man hatte die volle Aussicht auf eine belebte Promenade. Staubig war es noch nicht, die Kastanienbäume der nahen Alleen entwickelten erst ihre frischen Blätter. Es war ein schöner Nachmittag, Hunderte von Spaziergängern wallten vorüber, Droschken und Wagen rollten vorbei, es war ein freundliches, lebhaftes Bild. Indessen wurde meine volle Aufmerksamkeit bald durch eine Scene in meiner nächsten Nähe gefesselt.

Das älteste der Mädchen, Alexandra, saß auf einer kleinen grünen Bank, umgeben von einer Menge großblättriger Pflanzen, wie eine schüchterne weiße Taube. Die zweite der Schwestern flocht ein gol=

denes Netz. Die dritte las — die vierte und fünfte hielten große bunte Bälle in den Händen und flüsterten leise mit einander. Michaelowna betrachtete aus einem mächtigen Lehnstuhl heraus das bunte Vorüber jenseit des Gartengitters. Ihr Bruder stand hinter ihr und stützte sich auf die Polsterlehne des Sessels. Dschingiskhan hatte Alexandra umkreist wie ein Raubvogel — ihre sichtliche Angst machte sie einer weißen Taube noch vergleichbarer. Jetzt geschah das jedenfalls von ihr Gefürchtete: er setzte sich zu ihr, nahe, Kopf an Kopf, wie Jemand, der zu diesen Vertraulichkeiten ein volles Recht hat. Alexandra wurde tiefroth; dann sah sie nach dem Vater hinüber. Dieser aber blickte gleichgiltig auf die Straße hinaus. Jetzt wurden von dem Bewerber eifrige Worte geflüstert, Alexandra neigte den Kopf tief — sie wollte den Blicken entgehen, die sie auf sich gerichtet fühlte. Es war der vergebliche Kampf eines schwachen, gebundenen Opfers. Dschingiskhan genoß, so kam es mir vor, mit vollen Zügen die Wonne der ihm gegebenen Gewalt.

Alexandra war wortlos, ganz hingegeben einer inneren, tödtlichen Angst. Es waren jedenfalls Worte der Zärtlichkeit, die ihr der junge Mann zuflüsterte, aber diese Worte mochten ihr den Eindruck eines lange gefürchteten Schicksalsspruchs machen. Michaelowna rief jetzt einige Worte nach der Bank hinüber, Alexandra erhob ihre Augen und versuchte freundlich zu sein — vermuthlich hatte sie dazu Befehl erhalten. Nun pfiff der junge Mongole in

einer eigenthümlichen Weise, und im Augenblicke erschien ein Diener mit einem Kasten, den jener öffnete, um daraus zwei schwere Armketten von Gold zu nehmen, die er mit größter Zärtlichkeit dem bebenden Mädchen um die Arme legte. Zuletzt nahm er noch ein handgroßes Bouquet von Edelsteinen und wollte es am Kleide Alexandra's befestigen. — Ihre scheue, aufschreckende Bewegung machte indessen, daß es klirrend zur Erde fiel.

Gerade in diesem Augenblicke fuhr Helene von Sternau vorüber. Ihr Bruder, ein junger Landwirth, kutschirte selbst. Obgleich das Paar junger, ziemlich ungeschulter Pferde seine ganze Aufmerksamkeit beanspruchte, warf er doch einen bedeutsamen Blick herüber. Helene selbst thronte in dem leichten Wagen wie die Intelligenz in Person. Deutlich wurde ich inne, daß hier irgend eine Beziehung obwalte. Michaelowna stieß Laute aus, die vermuthlich Geringschätzung ausdrücken sollten. Alexandra entschlüpfte hocherglühend den Händen ihres Bewerbers, und der junge Sternau hätte um ein Haar den Kram einer Obsthändlerin umgefahren; alle Spaziergänger sahen dem polizeiwidrig schnell fahrenden Wagen nach. Was hätte ich darum gegeben, neben Helenen im Wagen zu sitzen — meine Mission hier begann mir höchst lästig zu werden!

Ein herrlicher, goldener Abend neigte sich und schimmerte rosig durch das zart grüne Laub der Bäume — ich war auf dem Weg nach meinem Zimmer — als der Graf schnell an mich herantrat.

„Zu Allem meinen Segen!“ sagte er in gebrochenem Deutsch. „Nur muthig!“

Diese Mahnung aus diesem Munde befremdete mich einigermaßen. Ich verlor mich in eine Menge Combinationen, während ich am Fenster stand und grübelnd meine Augen auf das breite Glasdach des im Parterre befindlichen Wintergartens heftete, es ging so dicht bis unter meine Fenster, daß man bequem hätte hinaussteigen können. Beim Thee waren wir allein, Dschingiskhan vermuthlich im „Tannhäuser.“ Kaum hatte es neun Uhr geschlagen, so entließ uns Michaelowna.

Ich ging wieder auf mein Zimmer; müde war ich noch nicht. Ich wollte versuchen, mit meiner russischen Dienerin ein wenig zu sprechen; vielleicht verstand sie einige deutsche Worte. Ich machte den Versuch, aber sie deutete auf den Mund. „Stumm?“ fragte ich entsetzt. Sie nickte ganz gemüthlich und entschleierte mit aller Sorgfalt das Bett. Herr des Himmels, stumm! — Vielleicht auch gar taub? Der Gedanke war mir schauerlich. Ich rief nach Wasser. Sie hörte gleich — so war ich doch etwas beruhigt. Als sie mit ihrem Dienst fertig war, zündete sie beide Wachskerzen vor dem Betschemel an, rückte noch an den Kissen und ging hinaus. Fast wunderte ich mich, daß sie mir nicht auch noch das Gebetbuch aufgeschlagen, als mein Auge auf ein in rothen Sammet gebundenes, großes Buch fiel, das auf dem Kopfkissen lag. Ich öffnete es. Merkwürdigerweise, als sei es bestimmt, mir in die

Hände gespielt zu werden, fiel mir ein kleines Täschchen entgegen. Ich öffnete auch dieses; es enthielt zwei Trauringe!

Dieser Fund regte mich unendlich auf. Die Symbole eines heiligen Bündnisses hier vor den brennenden Kerzen, unter dem Madonnenbilde —! Ich hielt sie lange in der Hand — dann legte ich sie auf die Seiten des Andachtsbuches und wollte meine Thür zuriegeln. Dies ging nicht, denn der Riegel fehlte, eben so der Schlüssel, und unmöglich konnte ich hier bei offener Thüre Ruhe finden. Schon war ich daran, Lärm zu machen. Da schlüpfte etwas über den Gang, hielt einen Augenblick vor meiner Thür, dann bewegte sich der Griff. Alexandra trat zögernd, unentschlossen und doch wieder von irgend einer Nothwendigkeit getrieben, zu mir ein. Sie war zum Gehen gerüstet, einen Hut und einen dunkeln Mantel und die Säume ihrer weißen Kleider konnte ich erkennen.

„Ich soll einen Gruß von Helene von Sternau sagen!" begann sie schüchtern. — „Werden Sie mir Ihre Hilfe angedeihen lassen?"

„Gewiß, Comtesse."

„Ich muß heut' dies Haus verlassen, die Tante," fuhr sie fort, „will mich verheirathen — ich kann aber dem Bräutigam, den sie mir bestimmt, nicht folgen! ich verabscheue, ich verachte ihn!"

„Aber wohin wollen Sie fliehen, armes Kind?" fragte ich zweifelnd.

Sie verbarg hocherröthend ihr Gesicht und flü-

„Zu Allem meinen Segen!" sagte er in gebrochenem Deutsch. „Nur muthig!"

Diese Mahnung aus diesem Munde befremdete mich einigermaßen. Ich verlor mich in eine Menge Combinationen, während ich am Fenster stand und grübelnd meine Augen auf das breite Glasdach des im Parterre befindlichen Wintergartens heftete, es ging so dicht bis unter meine Fenster, daß man bequem hätte hinaussteigen können. Beim Thee waren wir allein, Dschingiskhan vermuthlich im „Tannhäuser." Kaum hatte es neun Uhr geschlagen, so entließ uns Michaelowna.

Ich ging wieder auf mein Zimmer; müde war ich noch nicht. Ich wollte versuchen, mit meiner russischen Dienerin ein wenig zu sprechen; vielleicht verstand sie einige deutsche Worte. Ich machte den Versuch, aber sie deutete auf den Mund. „Stumm?" fragte ich entsetzt. Sie nickte ganz gemüthlich und entschleierte mit aller Sorgfalt das Bett. Herr des Himmels, stumm! — Vielleicht auch gar taub? Der Gedanke war mir schauerlich. Ich rief nach Wasser. Sie hörte gleich — so war ich doch etwas beruhigt. Als sie mit ihrem Dienst fertig war, zündete sie beide Wachskerzen vor dem Betschemel an, rückte noch an den Kissen und ging hinaus. Fast wunderte ich mich, daß sie mir nicht auch noch das Gebetbuch aufgeschlagen, als mein Auge auf ein in rothen Sammet gebundenes, großes Buch fiel, das auf dem Kopfkissen lag. Ich öffnete es. Merkwürdigerweise, als sei es bestimmt, mir in die

Hände gespielt zu werden, fiel mir ein kleines Täschchen entgegen. Ich öffnete auch dieses; es enthielt zwei Trauringe!

Dieser Fund regte mich unendlich auf. Die Symbole eines heiligen Bündnisses hier vor den brennenden Kerzen, unter dem Madonnenbilde —! Ich hielt sie lange in der Hand — dann legte ich sie auf die Seiten des Andachtsbuches und wollte meine Thür zuriegeln. Dies ging nicht, denn der Riegel fehlte, eben so der Schlüssel, und unmöglich konnte ich hier bei offener Thüre Ruhe finden. Schon war ich daran, Lärm zu machen. Da schlüpfte etwas über den Gang, hielt einen Augenblick vor meiner Thür, dann bewegte sich der Griff. Alexandra trat zögernd, unentschlossen und doch wieder von irgend einer Nothwendigkeit getrieben, zu mir ein. Sie war zum Gehen gerüstet, einen Hut und einen dunkeln Mantel und die Säume ihrer weißen Kleider konnte ich erkennen.

„Ich soll einen Gruß von Helene von Sternau sagen!" begann sie schüchtern. — „Werden Sie mir Ihre Hilfe angedeihen lassen?"

„Gewiß, Comtesse."

„Ich muß heut' dies Haus verlassen, die Tante," fuhr sie fort, „will mich verheirathen — ich kann aber dem Bräutigam, den sie mir bestimmt, nicht folgen! ich verabscheue, ich verachte ihn!"

„Aber wohin wollen Sie fliehen, armes Kind?" fragte ich zweifelnd.

Sie verbarg hocherröthend ihr Gesicht und flü-

sterte: „Er kommt — Wenn es zehn Uhr geschlagen hat, ist er da! Heute noch folge ich ihm zum Altare; ein Geistlicher ist schon lange im Einverständniß! Ich habe ja die Einwilligung meines Vaters!“

Also dazu die Trauringe! . . .

Erschöpft und aufgeregt sank sie in einen Sessel.

In der Stadt schlugen jetzt die Thurmuhren deutlich dreiviertel auf zehn.

Ich steckte die Trauringe zu mir, kleidete mich an und lehnte in dem offenen Fenster. Nie habe ich eine längere Viertelstunde verlebt.

Endlich, endlich begann eine ferne Uhr zuerst ihre zehn Schläge in die Nacht hinauszuschicken. Es war ziemlich finster, der Mond im Abnehmen und noch nicht am Himmel. Alexandra stand neben mir, lautlos spähte sie hinaus.

„Er kommt!“ rief sie endlich erbebend. Wirklich ließ sich ein leises Geräusch hören. Eine dunkle Gestalt kam vorsichtig über das leichte Drahtgeflecht, welches das Glasdach schützte, auf unser Fenster zugeschritten.

„Alexandra! Du bist's?“ flüsterte sie. „So komm'!“ Damit reichte sie dem jungen Mädchen und mir die Hand, half uns durch das Fenster steigen, und ohne Weiteres legten wir, wenn auch nicht ohne Angst, den etwas unsichern Weg über das Glasdach zurück. Am Rande desselben führte eine Leiter bequem hinunter auf den Boden des Gartens. Rasch ging es hier durch einige Wege. Eine kleine Thür in der Gartenmauer war nur angelehnt. Draußen harrte

ein Wagen, ich fühlte mich hineingehoben und sogleich von ein Paar Armen zärtlich umfangen. — Alexandra und ihr Begleiter folgten. Als der Wagen im schnellsten Lauf fortrollte, erkannte ich Helene von Sternau und ihren Bruder. Alexandra lag zitternd in seinen Armen.

Noch in derselben Nacht wurden sie getraut. Helene und ich verließen die Glücklichen auf dem Gute Sternau's und kehrten allein im Morgengrauen nach der Stadt zurück. Nicht ohne Beklommenheit sagte ich zu der Freundin: „Einen Stachel fühle ich doch: Gräfin Michaelowna schenkte mir ihr Vertrauen, und ich habe es täuschen müssen!“

* * *

Ich kenne keine Gegend, die mir lieber wäre, als die, in welcher sich das Gut Sternau's befindet. Ich weiß selbst kaum, wie das kommt, aber Alles ist so traut und heimathlich, echt ländlich und doch nicht ohne poetischen Reiz.

Ein halbes Jahr nach jener nächtlich geheimnißvollen Trauung begrüßte ich, auf Helenens Einladung, die liebe traute Gegend im Herbstschmuck. Helene hatte mir den Wagen sehr früh geschickt, bespannt wie gewöhnlich mit einem Paar wilder, zum Durchgehen geneigter Pferde. Den alten Kutscher kannte ich schon aus meinen Kinderjahren, und so ließ ich ihn, da es ein herrlicher Morgen war, bald an einer alten Linde halten, stieg aus und wollte den Wiesenpfad hinter den Mühlen einschlagen.

Ich konnte die volle Romantik des Weges mit sorglosem Herzen genießen. Alles war schön und still. Das Wasser des Baches kam geschäftig und plätschernd daher. Die Wiesen waren schon zum zweiten Male gemäht, aus dem nahen Dorfe trieb man die Herden hinaus.

Das war Lust und frisches, frohes Leben! So ging ich auf die klappernden Mühlen zu, dankte für manches freundliche: Grüß' Gott! das man mir zurief, freute mich, daß die Obsternte, wie ich an einigen fruchtschweren Bäumen sah, noch nicht ganz vorüber war, und machte schließlich die Bemerkung, daß das Gras unter meinen Füßen sehr thaunaß war. Drüben auf der Straße nahm der Wagen den geraden Weg; vermuthlich kam er eher nach Sternau, als ich.

Helene erwartete mich vor der Thüre des Herrenhauses. Sie sah höchst respectabel aus mit ihren klappernden Holzpantoffeln und ihrem einfachen Kleide von buntem Kattun.

„Gott sei Dank, daß Du kommst!" rief sie mir freudig zu. „Ich sehne mich förmlich nach einem vernünftigen Menschen!" Man trieb gerade die stattliche Herde vorbei, die Helene mit gerechtem, landwirthschaftlichem Stolze musterte. Friedlich trabte sie hinaus und verschwand zwischen den Erlen am Bache.

Im Zimmer war Alles so lieb und traut wie sonst. Helenens Mutter war leider nicht mehr unter den Lebenden, aber ihr Bild ergriff mich leb-

haft und führte mir ihre mütterliche Freundlichkeit in dankbarer Erinnerung vor die Seele. Auch Helenens liebes Gesicht vergegenwärtigte mir ihre Züge. Wir setzten uns zusammen auf's Sopha und plauderten.

„Und Dein Bruder?“ fragte ich. „Ist er denn nicht gleich hier?“

Helene seufzte tief auf. „Ach, mein Kind,“ antwortete sie, „Michaelowna hat sich furchtbar gerächt!“

„Gerächt? Wie so, ich denke, ihr seid versöhnt.“

Helene nickte schmerzlich. „Kennst Du die Parabel von dem Manne, dem Alles zu Gold wurde, was er berührte?“

„Ich denke doch nicht, daß Dein Bruder unglücklich ist?“

„Unglücklich nicht, aber glücklich auch nicht! Mich bedrückt die Ueberzeugung, daß er nicht das thut, was er nicht thun müßte, und das ist schmerzlich. Du weißt, Richard war mir ein Bruder im vollsten Sinne des Wortes. Er war ein echter, rechter Mann hier in Sternau; was er hatte, verdankte er sich selbst, und das giebt Muth, Energie, Selbstschätzung. Jetzt ist das anders. Ich muß mich erst an den neuen Standpunkt gewöhnen.“

Ich schwieg, ich kannte den jungen Sternau nur als einen achtbaren Mann.

Helene rieb sich die Stirn. Endlich sagte sie: „Ich will Dir mein volles Herz ausschütten. Als mein Bruder Alexandra kennen lernte, und ich selbst inne wurde, wie unglücklich die Verhältnisse jenes

Hauses waren, da begünstigte ich diese Liebe — es schien mir edel, eines der armen Kinder dem furchtbaren Drucke dieser Sklaverei zu entziehen. Der Vater wagte aber nichts, nicht einmal ein offenes Wort. So mußte das Mädchen heimlich aus dem Hause gebracht werden. Mit diesem gewagten Schritte glaubte ich sie uns ganz zu eigen zu machen. Sie war jung und ich wollte meinem Bruder helfen, sie zu dem zu machen, was wir selbst sind — freie Menschen, die ihre Kraft kennen und anwenden. Anders kenn' ich das Leben nicht und mag es nicht anders kennen lernen! Die Eltern erzogen uns vor Allem zu steter Arbeitsamkeit, sie nannten es das Rühmlichste am Menschen, und sie hatten Recht. Diese Ansichten sollte Alexandra, herausgelöst aus dem bisherigen unnatürlichen Druck, auch lernen — so dacht' ich. Aber wir hatten uns verrechnet. Kaum waren beide getraut, so versöhnte sich Tante Michaelowna mit dem jungen Paare. Wir glaubten ein Wunder zu sehen! Sie konnte zärtlich sein, aufmerksam, liebevoll. So kaufte sie eine große Besitzung dicht nebenan. Alexandra jauchzte dieser Versöhnung zu, und Tante Michaelowna lockte die junge Frau in den neuen Käfig. — Wie ganz anders war das jetzt! Die Tante liebte und herzte sie ja, die Tante überschüttete sie ja mit Allem, was ein junges Herz sich nur wünschen kann! Alexandra ist im tiefsten, schmählichsten Drucke erzogen; die bösen Folgen davon zeigen sich jetzt. Als Frau meines Bruders mußte sie sein Loos,

das doch wahrlich ein schönes ist, theilen, mußte arbeiten, sich rühren. — Geh' hin, sieh' zu — sie thut von dem Allen nichts, sie schwelgt auf goldenen Polstern, läßt sich küssen und herzen, und von wem zumeist — von der Tante."

„Und Dein Bruder?"

Helene seufzte tief auf. Dann sagte sie: „Er fühlt das Rechte, aber er fordert es nicht. Er verabscheut den goldenen Käfig und läßt sich immer um der geliebten jungen Gattin willen hineinlocken. Er ist dem traurigsten Zwiespalt anheimgegeben! Will er," fuhr Helene tief erschüttert fort, „das von den Eltern heilig Ererbte und Uebertragene vergessen, nun, so mag er die Zahl der Sklaven Michaelowna's um einen vermehren!"

Indem ritt der, von welchem die Schwester eben gesprochen, in den Hof. Er machte den günstigsten Eindruck. Man konnte sich unmöglich diese kräftige, lebensvolle Erscheinung als einer sträflichen Schlaffheit hingegeben denken. Helene eilte ihm entgegen.

Mit festen Schritten trat Richard ein, warf die Reitgerte einem Diener zu, reichte mir herzlich die Hand und sagte ohne weitere Einleitung. „Nun ist's genug, Helene! Keine Stunde trag' ich das länger!"

Diese Worte sprach er sichtbar, die Schwester zu ermuthigen.

„Sind die Zimmer oben hergerichtet?" fragte er.

„Gewiß!" —

„Heute Abend bring' ich meine Frau, ich hoffe, mit Güte! Geht es nicht anders, mit Gewalt!"

Helene warf sich an seine Brust.

„Ich habe lange den stillen Vorwurf in Deinen Augen gelesen, Helene! Du hattest Recht, ich scheute mich, meine Kraft anzuwenden. Jetzt ist es vorüber, jetzt will ich handeln. Alexandra muß von neuen Fesseln befreit werden. — Verlaß Dich darauf, sie wird es."

Beide musterten nun gemeinschaftlich mit mir das Haus. Ich konnte mir gar nicht denken, daß man sich darin nicht wohl fühlen müsse. Die Zimmer der jungen Frau zeigten eine wohlthuende, edle Eleganz. Helene räumte, ordnete und glättete und öffnete die Fenster da, wo die Luft am frischesten hereinwehte. Um Mittag ritt Sternau davon.

Ein kühler Abend brach herein; in allen Kaminen brannten wärmende Feuer. Eine Stunde nach der andern verrann, ohne daß die Erwarteten kamen. Schon waren wir im Begriff, die Hoffnung aufzugeben, da rollte endlich ein Wagen in den Hof. Alexandra wurde von Helenens Bruder hereingeführt — fast wie ein Gast, nicht wie die Frau vom Hause. Sie hatte auch nicht das Aussehen einer Frau, die irgend welche häusliche Thätigkeit zu entwickeln fähig sein könnte.

Wir tranken den Thee im oberen Salon, und als die jungen Leute sich zurückgezogen hatten, gingen wir, Helene und ich, in das mir zugewiesene

Zimmer, um noch einige Zeit das langentbehrte Glück vertraulicher Mittheilung zu genießen.

„Glaube mir," sagte Helene, „jene unglückliche Menschenliebe — fast möcht' ich so sagen — die mich dazu trieb, den Bruder in seiner Neigung zu Alexandra zu bestärken, ich muß sie bitter büßen, wie ein arges Vergehen — Du hast nun selbst gehört und gesehen. Alexandra wird nie das werden, was sie sein müßte, um hier in unserer Mitte Glück zu empfinden und zu bereiten. Ich wenigstens fühl' es tief und ich schaudere, wenn ich an die Zeit denke, in welcher die Blüthen der Gegenwart welk geworden sein werden. — Es sind lauter hohle Blüthen! Du kannst es glauben."

Diese Betrachtungen waren peinlich genug, und doch begriff ich ihre volle Wahrheit. Tyrannei ist eine schlimme Erzieherin; sie verkrüppelt den Geist und bildet nur feige, willenlose Menschen, die der Fessel fast bedürfen. So ging es Alexandra. Von der Tante nicht mehr abzuhängen, frei zu sein, das waren Ideen, die sie nicht zu fassen vermochte. Meinerseits fand ich dies eben so verzeihlich wie natürlich. Wer gewohnt ist, einer despotischen Macht zu gehorchen, der wird im besten Falle wohl lebenslang die Narben der Ketten fühlen, unter denen er seufzte.

Ich machte Helene darauf aufmerksam, daß es mir allerdings eine schwierige Aufgabe scheine, aus einer Sclavin eine Freie zu machen, daß aber die Liebe das Werk doch wohl ermöglichen könne.

„Dazu haben wir gar keine Zeit," erwiderte Helene beinahe ärgerlich. „Zudem ist Richard kein Psycholog! Trifft er das Rechte, so ist es reines Glück; so ist unser Aller Lage eine geschraubte, aus den Fugen gerückte. Alexandra ist gewöhnt, den Löffel beim Essen aus der Hand zu legen, wenn die Tante ihr dazu den Befehl zuherrschte. Sie ist gewöhnt, die Tante als das Götzenbild zu betrachten, ohne das sich nicht athmen, nicht leben läßt. Willkür bestimmte in jenem Hause Alles, Wohl und Wehe. Jetzt ist sie frei, aber sie mag es nicht sein! Es schauert sie in der gesunden freien Luft hier, sie vermißt den goldenen Apparat, den Moschus, die wohldressirte Dienerschaft, genug das ganze glänzende Elend! Ich bin überzeugt, eben küßt ihr Richard zur selben Stunde die Thränen vom Auge, die sie um Michaelowna weint. Mein armer Bruder!"

„Die Zeit wird auch Alexandra allmälig acclimatisiren," tröstete ich.

Helene schüttelte den Kopf. „Du denkst," sagte sie, „das wird sich Alles so machen, wie in einem hübschen Lustspiel; die Conflicte lösen sich nach einigen interessanten Kämpfen zur allgemeinen Zufriedenheit. Im Leben, im wirklichen Leben ist das nicht so! Selbst lange, bittere Erfahrungen, Ausdauer, guter Wille können die traurigen Folgen einer solchen geknechteten Kindheit nie ganz ausgleichen. — Wir freilich begreifen das kaum, wir, die wir nie unter demüthigendem Drucke lebten. Nimm nur an, zur

freien Entwickelung eines Volkes gehört oft ein Zeitraum vieler Menschenalter; nach Jahrhunderten erst hebt sich, wächst ein Volk, dem man seine Nationalität genommen, einer würdigen Freiheit entgegen. Beim einzelnen Individuum ist es dasselbe. Zu einer menschenwürdigen Entwickelung reicht oft ein Menschenalter nicht zu und vielleicht erst im Enkel entwickeln sich die dem Ahn verkümmerten Keime."

Helene hatte Recht. Alexandra war unfähig, den sittlichen Werth einer edlen Unabhängigkeit von fremder Willkür zu fassen. Andern Tags schon kam Tante Michaelowna. Sie lebte ganz ihrer Mission, die junge Frau an sich zu fesseln, und diese lag beglückt zu der Tante Füßen. Niemand konnte ihr diese Beglückung in so hohem Grade gewähren, als die, unter deren eiserner Hand sie bis jetzt geseufzt hatte.

Zum Glück konnte Michaelowna nicht lange in unserer gesunden Luft leben, es stand ein zärtlicher, thränenreicher Abschied bevor. Der Abschied wurde verschoben, immer wieder verschoben, endlich stand er ganz nahe bevor.

Ich war einige Tage verreist. Als ich zurückkehrte, hörte ich Wunderdinge. Alexandra war mit ihrer Familie nach Petersburg! Ihre Tante hatte sie überredet, daß Deutschland ein zweites Sibirien, Rußland und die Ofenheizung von St. Petersburg schöner als Italien wäre. Ein tiefer Bruch war im Leben des jungen Ehepaars eingetreten, di

„Dazu haben wir gar keine Zeit," erwiderte Helene beinahe ärgerlich. „Zudem ist Richard kein Psycholog! Trifft er das Rechte, so ist es reines Glück; so ist unser Aller Lage eine geschraubte, aus den Fugen gerückte. Alexandra ist gewöhnt, den Löffel beim Essen aus der Hand zu legen, wenn die Tante ihr dazu den Befehl zuherrschte. Sie ist gewöhnt, die Tante als das Götzenbild zu betrachten, ohne das sich nicht athmen, nicht leben läßt. Willkür bestimmte in jenem Hause Alles, Wohl und Wehe. Jetzt ist sie frei, aber sie mag es nicht sein! Es schauert sie in der gesunden freien Luft hier, sie vermißt den goldenen Apparat, den Moschus, die wohldressirte Dienerschaft, genug das ganze glänzende Elend! Ich bin überzeugt, eben küßt ihr Richard zur selben Stunde die Thränen vom Auge, die sie um Michaelowna weint. Mein armer Bruder!"

„Die Zeit wird auch Alexandra allmälig acclimatisiren," tröstete ich.

Helene schüttelte den Kopf. „Du denkst," sagte sie, „das wird sich Alles so machen, wie in einem hübschen Lustspiel; die Conflicte lösen sich nach einigen interessanten Kämpfen zur allgemeinen Zufriedenheit. Im Leben, im wirklichen Leben ist das nicht so! Selbst lange, bittere Erfahrungen, Ausdauer, guter Wille können die traurigen Folgen einer solchen geknechteten Kindheit nie ganz ausgleichen. — Wir freilich begreifen das kaum, wir, die wir nie unter demüthigendem Drucke lebten. Nimm nur an, zur

freien Entwickelung eines Volkes gehört oft ein Zeitraum vieler Menschenalter; nach Jahrhunderten erst hebt sich, wächst ein Volk, dem man seine Nationalität genommen, einer würdigen Freiheit entgegen. Beim einzelnen Individuum ist es dasselbe. Zu einer menschenwürdigen Entwickelung reicht oft ein Menschenalter nicht zu und vielleicht erst im Enkel entwickeln sich die dem Ahn verkümmerten Keime."

Helene hatte Recht. Alexandra war unfähig, den sittlichen Werth einer edlen Unabhängigkeit von fremder Willkür zu fassen. Andern Tags schon kam Tante Michaelowna. Sie lebte ganz ihrer Mission, die junge Frau an sich zu fesseln, und diese lag beglückt zu der Tante Füßen. Niemand konnte ihr diese Beglückung in so hohem Grade gewähren, als die, unter deren eiserner Hand sie bis jetzt geseufzt hatte.

Zum Glück konnte Michaelowna nicht lange in unserer gesunden Luft leben, es stand ein zärtlicher, thränenreicher Abschied bevor. Der Abschied wurde verschoben, immer wieder verschoben, endlich stand er ganz nahe bevor.

Ich war einige Tage verreist. Als ich zurückkehrte, hörte ich Wunderdinge. Alexandra war mit ihrer Familie nach Petersburg! Ihre Tante hatte sie überredet, daß Deutschland ein zweites Sibirien, Rußland und die Ofenheizung von St. Petersburg schöner als Italien wäre. Ein tiefer Bruch war im Leben des jungen Ehepaars eingetreten, viel=

leicht ein wenig befördert durch meine Freundin Helene.

Diese weinte über den Eclat, den die Flucht Alexandra's vor der Welt gab, sie klagte sich selbst an. Der Bruder war gefaßter. Seine Ehre war zu tief verletzt worden. Bald folgte die Scheidung. Alexandra schrieb zwar Briefe voll Liebe und Versicherungen ewiger Treue. Sternau beantwortete sie einmal und nicht wieder.

(Aus dem „Omnibus".)

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Du Terrail, Ponson

Der Ball der Schlachtopfer Roman von Ponson du Terrail. Aus dem Franzö
sischen übersetzt von L. Ritter

Bd.: 5

Leipzig 1865